MITTEILUNGEN

des Vereins für die Geschichte Berlins

Gegründet 1865

800 Jahre Berliner Geschichte am Molkenmarkt entsorgt

118. Jahrgang Heft 2 April 2022

www.DieGeschichteBerlins.de

Titelbild: Hundertjährige Baumstämme des sechs Meter breiten und circa 65 Meter langen Bohlenwegs aus der Gründungsphase Berlins auf dem Ausgrabungsfeld am Molkenmarkt in Zwischenlagerung – bereit zur Entsorgung. Da bis auf einige Meter nur die Hälfte der Breite ausgegraben wurde, sind die hier abgebildeten mit einer Kettensäge abgetrennten Stämme etwa drei Meter lang. Foto: Manfred Uhlitz am 1. März 2022

Bohlenweg am 21. Januar 2022. Im Vordergrund ein kurzes Stück des Wegs, das in ganzer Breite ausgegraben wurde. Der Weg führte nach links weiter in Richtung Mühlendamm und wurde bis zum erkennbaren Bagger nur zur Hälfte der Breite ausgegraben. Foto: Wieland Giebel

800 Jahre Berliner Geschichte am Molkenmarkt entsorgt

Die Doppelstadt Berlin-Cölln wurde bekanntlich 1237 erstmals urkündlich erwähnt. Kurz vor Weihnachten 2021 machte die Berliner Denkmalpflege einen sensatonellen, am 19. Januar 2022 der Öffentlichkeit vorgestellten Fund: Ein circa 65 Meter langer und sechs Meter breiter Bohlenweg aus dieser Gründungsphase Berlins wurde bei den vorbereitenden Arbeiten zur Wiederbebauung des Berliner *Klosterviertels* in 2,5 Metern Tiefe entdeckt. Der Weg führte vom Molkenmarkt in Richtung Nikolaikirche und Mühlendamm und ermöglichte in umgekehrter Richtung die Passage zum Stralauer Tor. Mit sichtlichem Stolz sagte Bürgermeister und Senator für Kultur und Europa Dr. Klaus Lederer beim Pressetermin am 19. Januar 2022 vor der laufenden Kamera der *Berliner Abendschau*: „Jetzt haben wir tatsächlich'en richtigen Knaller. Das kann man echt mal sagen." Keine vier Wochen später kam die Kettensäge – und der *Knaller* war weg!

Das nun zerstörte Bauwerk war ein Weg aus drei Lagen Eichen-, Kiefern- und Birkenstämmen, die ein durchschnittliches Alter von rund hundert Jahren hatten, als sie gefällt wurden. Diese aufwändige Konstruktion dürfte wegen des nassen Untergrundes in Spreenähe erforderlich gewesen sein. Interessanterweise sind kaum Fahrspuren auf der oberen ausgegrabenen Lage Holz erkennbar. Das kann daran liegen, dass der Grundwasserspiegel durch neuerliche Staumaßnahmen am Mühlendamm in unmittelbarer Nähe stieg, so dass der Weg bald überdeckt werden musste.

Die Sägekanten des 800 Jahre alten Bohlenwegs vom Molkenmarkt zum Mühlendamm. Abgesägt zur Verlegung der rechts im Hintergrund bereits erkennbaren Gas- und Stromleitungen. In der Bildmitte ältere Leitungen, die offensichtlich nicht so tief verlegt werden mussten. In der oberen rechten Bildecke sind Gebäude des Nikolaiviertels erkennbar. Foto: Manfred Uhlitz am 1. März 2022

Es ist ein sensationeller Fund aus den Gründungsjahren Berlins und fand weit über unsere Stadtgrenze hinaus Beachtung und Begeisterung. Umso schockierender und unfassbar ist die Zerstörung noch bevor der Fund vollständig ausgegraben wurde. Wir sind nicht reich an Funden aus dieser Zeit. Die unakzeptable und zu keinem Zeitpunkt zur Diskussion gestellte Zerstörung des Denkmals ist ein Frevel an der Berliner Stadtgeschichte. Die Zerstörung eines intakten Denkmals darf immer nur der letzte Schritt nach der vollständigen Erforschung sein. Warum diese Eile? Die Dokumentation wurde durch die handstreichartige Zerstörung fahrlässig vernachlässigt. Die bei einem acht Jahrhunderte unberührten Denkmal erforderlichen interdisziplinären Forschungen, biologische und chemische Analysen, können in vier Winterwochen unmöglich erfolgt sein. Es wurde übereilt zersägt! Die zerstörten Stämme sind Urkunden und Zeitzeugen.

Nach Mitteilung des Archäologen Dr. Michael Malliaris, wissenschaftlicher Projektleiter der Grabungen am Molkenmarkt, soll ein sechs mal sechs Meter kleines Stück des Weges erhalten und später museal präsentiert werden. Haben das Museum für Vor- und Frühgeschichte oder das Märkische Museum überhaupt Platz dafür? Soll das ein Fenster in die Geschichte werden? Was soll so ein teppichgroßes Stück noch aussagen? Was vermittelt der Rest eines nicht vollständig ausgegrabenen Denkmals? Was geschieht mit dem Rest? Es müsste doch in unserer hochtechnologischen Gesellschaft möglich sein, eine andere Lösung für die als Begründung genannte Verlegung von Gas- und Stromleitungen zu finden.

Es gibt einen vergleichbaren Fall in Frankfurt am Main, wie uns Wolf von Wolzogen, Kurator des Historischen Museums Frankfurt von 1990 bis 2012, mitteilt: 2012 war die Baugrube für den Neubau des stadtgeschichtlichen Museums gerade ausgehoben, als Bagger auf einen gepflasterten

Weg stießen, der mit einer gut erhaltenen Holzbohle befestigt war. Das stoppte die Arbeiten. Den Stadtarchäologen war das Außenordentliche des Fundes bewusst und so sah es am Ende auch die Stadtverordnetenversammlung: Die Baupläne wurden geändert und der Fund, eine Kaianlage aus staufischer Zeit, der *Stauferhafen*, wurden in den Neubau des Museums integriert. Der Wunsch, das Highlight unter besten konservatorischen Bedingungen am Fundort zu präsentieren, veränderte den Entwurf der Architekten!

Denkmäler gehören nicht der Denkmalpflege, sondern uns, den Bürgern dieser Stadt. Wir sind der Chef, und wir bezahlen deren Gehälter und alimentiertes Beamtenleben! Das Landesdenkmalamt und der Landesarchäologe sollen beschützen und nicht zerstören. Es war ein eigenmächtiger Entschluss, entgegen ihrem Auftrag, hier Fakten zu schaffen. Die Entdeckung eines Denkmals inkludiert nicht das Recht auf seine Zerstörung. So etwas erinnert an autokratische Regime und spricht allen Beteuerungen unseres Senats von einem partizipativen Umgang Hohn.

Manfred Uhlitz

Offener Brief des Vorstands des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, an Bürgermeister und Senator für Kultur und Europa des Landes Berlin Dr. Klaus Lederer

Berlin, 19. Februar 2022

Sehr geehrter Herr Senator Lederer,

vor vier Wochen informierten Sie die Öffentlichkeit persönlich über einen wahrhaft sensationellen Fund bei den archäologischen Grabungen am Molkenmarkt: einen auf den ersten Blick völlig intakten mittelalterlichen Bohlenweg. Dieser war zum Zeitpunkt seiner Präsentation zwar nicht vollständig freigelegt, aber doch bereits in seinen Dimensionen und seiner historischen Bedeutung erahnbar. Offensichtlich handelt es sich bei diesem einzigartigen Fund um eine integrale Struktur der noch jungen Doppelstadt Berlin und Cölln, bestens dazu geeignet die Erkenntnisse aus Grabungen an anderer historischer Stelle unserer Stadt – etwa am Petriplatz – eindrucksvoll zu ergänzen und zu bereichern. Für eine Stadt wie Berlin, in der sichtbare Spuren aus dem Mittelalter außerordentlich rar sind, stellt dieser Fund eine wirkliche Sensation dar. Nicht von ungefähr hat sein Bekanntwerden ein weit über die Stadtgrenzen hinaus reichendes öffentliches Interesse ausgelöst. Umso unfassbarer und schockierender erscheint die unmittelbar auf die allgemeine Begeisterung folgende Zerstörung dieses einzigartigen Fundkomplexes. Für vollkommen inakzeptabel erachten wir in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass diese Entscheidung der obersten Denkmalschutzbehörde zu keinem Zeitpunkt öffentlich zur Diskussion gestellt wurde, um zu eruieren, ob es innovative Möglichkeiten für einen Denkmalerhalt gegeben hätte. Die Zerstörung eines Denkmals ist der letzte aller Schritte und sollte erst nach Ausschöpfung sämtlicher Optionen und ausführlicher interdisziplinärer Beratung in Betracht gezogen werden!

Als Mitglieder des Vorstands des ältesten Berliner Geschichtsvereins haben wir einige Fragen:

- *Warum die Eile?*
  Es stellt keine Seltenheit in der Geschichte von Denkmalpflege und Archäologie dar, dass Objekte ungeachtet ihrer historischen oder kunsthistorischen Bedeutung nicht in situ belassen werden können. Konsens herrschte in solchen Fällen bis dato stets darüber, dass die fraglichen Objekte vor einer Translozierung und eventuellen Musealisierung so ausführlich und genau wie zeitgemäß möglich dokumentiert werden. Dieses fachliche Credo ist im Fall des so bedeutenden Bohlenwegs unserer Auffassung nach auf fahrlässigste Weise verletzt worden: Weder können innerhalb von vier Wochen die für die Ermittlung der historischen Bedeutung des Denkmals unerlässlichen interdisziplinären Untersuchungen in erschöpfender Art und Weise durchgeführt worden sein noch die bei einem über Jahrhunderte unberührt gebliebenen Bodendenkmal notwendigen naturwissenschaftlichen (biologischen, chemischen) Analysen. Das übereilte Zersägen des Denkmals widerspricht nicht nur dem fachlichen Selbstverständnis von Archäologie und Denkmalpflege, demzufolge ganzheitliches Bewahren und Konservieren im Vordergrund der Betrachtung steht, sondern auch dem subjektiven Geschichtsbewusstsein.

- *Warum wurde dieses einzigartige Zeugnis handstreichartig zerstört?*
  Offenkundig ist eine komplette Freilegung des Bohlenwegs niemals angestrebt worden und so wurde ein unbekanntes Ganzes noch vor der genauen Kenntnisnahme seiner historischen Struktur brutal zersägt und damit als historisches Zeugnis in seiner überlieferten Unversehrtheit irreversibel beschädigt. Aus der Presse war zu erfahren, dass die Verlegung von Leitungen dafür den Grund abgibt – ein aus unserer Sicht kaum tragfähiges Argument, denn es müsste in einer hochtechnisierten Gesellschaft wie der unsrigen doch möglich sein, alternative Lösungen zu finden und umzusetzen. Ferner sieht das Denkmalschutzgesetz durchaus vor, ein öffentliches Erhaltungsinteresse höher zu gewichten als ein privates Interesse an raschem Baufortschritt. Die Zerstörung des Bohlenwegs hat das in den letzten Jahren gewachsene Vertrauen der Berliner Öffentlichkeit in den staatlich verantworteten Denkmalschutz nachhaltig beschädigt. Man fragt sich, wie das Landesdenkmalamt als Aufsichtsbehörde jemals wieder von einem Bauherrn den Erhalt eines Denkmals fordern kann, wenn es selbst in der geschilderten Art und Weise an historischen Schlüsselstellen handelt.

- *Was geschieht mit den entnommenen Bohlenteilen?*
  Von Seiten des Landesdenkmalamtes war zu hören, dass der Öffentlichkeit nach Abschluss der Bauarbeiten am Molkenmarkt ein Fenster in die Geschichte geboten werden soll – eine kläglich erscheinende Kompensation für den Verlust dieses Denkmals. Was, fragen wir uns als Freundinnen und Freunde der Berliner Geschichte, können die herausgesägten Teile des Denkmals in einer späteren, möglicherweise musealisierten Form überhaupt noch aussagen? Was für ein Bild vermitteln sie über ein bis jetzt noch nicht zur Gänze bekanntes Objekt? Oder sollen die entnommenen Holzstücke den hilflosen Umgang mit einem der wichtigsten Bodenfunde des Jahres 2022 dokumentieren?

- *Warum ist die Entscheidung ohne Partizipation getroffen worden?*
  Sie haben sich bereits in Ihrer letzten Amtszeit immer wieder stark gemacht für die Implementierung von Partizipationsformen und in Ihren Verlautbarungen der kultu-

rellen Teilhabe von Bürgerinnen und Bürgern großes Gewicht beigemessen. Wieso konnte dann ein so gravierender Eingriff in eines der bedeutendsten Denkmale unserer Stadt ohne jegliche Beteiligung der Öffentlichkeit stattfinden? Warum sind die Expertise und das Interesse der Vielen in diesem so gewichtigen Fall nicht relevant?

Offenkundig sind am Molkenmarkt radikal und umgehend Fakten geschaffen worden – und dies im Einvernehmen mit der Landesarchäologie und der Denkmalpflege, aber entgegen deren ureigensten Aufgaben und Belangen. Gegen dieses autokratische Vorgehen möchten wir hiermit im Interesse der Bewahrung des vielschichtigen Erbes unserer Stadt auf das Entschiedenste protestieren. Heute sollte doch Konsens darüber bestehen, das Votum der demokratischen Stadtgesellschaft zugunsten der Bewahrung von Denkmalen nicht eilfertig Einzelinteressen unterzuordnen! Denkmale gehören allen Bürgern und die Entdeckung eines Denkmals inkludiert nicht das Recht auf dessen Zerstörung!

Für den Vorstand des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865:
Dr. Manfred Uhlitz (Vorsitzender), Professor Dr. Susanne Kähler (1. Stellvertretende Vorsitzende), Dr. Wolfgang G. Krogel (2. Stellvertretender Vorsitzender), Dr. Dietmar Peitsch (Schriftführer), Professor Dr. Dr. h.c. Wolfgang Pfaffenberger (Schatzmeister), Regina Preuß (Stellvertretende Schatzmeisterin) sowie die Beisitzerinnen und Beisitzer: Dr. Johannes Fülberth, Dipl.-Betriebswirt Jörg Kluge, Professor Dr. Thomas Sandkühler, Professor Dr. Ingrid Scheurmann, Lothar Semmel, Mathias C. Tank und Doris Tüsselmann

Bohlenweg nach seiner Zerstörung am 12. Februar 2022, links im Hintergrund das Alte Stadthaus, u.a. Sitz des Landesdenkmalamts (!), Foto: Wieland Giebel

Offener Brief des Vereins für die Geschichte Berlins e.V. (gegr. 1865) vom 19.02.2022 an den Senator für Kultur und Europa des Landes Berlin Herrn Dr. Klaus Lederer

Stellungnahme des Landesdenkmalamtes Berlin vom 10.03.2022

Der offene Brief vom 19.02.2022 thematisiert den im Zuge der archäologischen Ausgrabungen im Bereich des Molkenmarktes und des Klosterviertels in Berlin-Mitte im Dezember 2021 entdeckten mittelalterlichen Bohlendamm in der Stralauer Straße. Im Brief werden Vermutungen zum Umgang mit dem Befund geäußert, die den Sachstand unvollständig wiedergeben. Die Stellungnahme des Landesdenkmalamtes Berlin (LDA) greift das Thema auf und stellt den Zusammenhang der Ausgrabungen, die Untersuchungen im Bereich des Bohlendammes und die Öffentlichkeitsarbeit vor, um den Umgang mit den Zeugnissen des Bohlendammes nach den vorliegenden Kenntnissen und getroffenen Entscheidungen vollständig zu vermitteln.

Genereller Umgang mit archäologischen Zeugnissen im Bebauungsplangebiet 1–14

Das LDA führt im Bereich des Bebauungsplanes 1–14, der den Neubau von vier städtischen Quartieren und die Wiederherstellung der historischen Straßenstruktur in der südlichen Berliner Altstadt vorsieht, seit Januar 2019 vorgezogene archäologische Ausgrabungen und die Fachaufsicht der baubegleitenden archäologischen Ausgrabungen durch. Die Befunde, die aufgrund der bauseitigen Bodeneingriffe, insbesondere in den Bereichen des Straßenbaus und des Leitungsbaus, nicht im Boden verbleiben können, werden nach dem Standard zur Durchführung archäologischer Grabungen im Land Berlin in der gültigen Fassung freigelegt, dokumentiert und geborgen, so auch die in der Leitungstrasse in der Stralauer Straße, in der der Bohlendamm entdeckt wurde.

Ausgewählte Bodenzeugnisse sollen im Bereich der künftigen Quartiere am Molkenmarkt und im Klosterviertel als „archäologische Fenster“ in die Neubauten und in die Freiflächen integriert werden.

Zum organisatorischen Rahmen der Untersuchungen am Bohlendamm

Die wissenschaftliche und technische Projektleitung des LDA koordiniert und organisiert mit den Partnern von Sen UMVK und Sen SBW die Ausgrabungen und leitet sie in den Bereichen, in denen die angestellten Grabungsteams des LDA mit insgesamt 14 Mitarbeitenden in den Bereichen der künftigen Hochbauflächen tätig sind. Die von der wissenschaftlichen und technischen Projektleitung des LDA mit ausgeübte Fachaufsicht erstreckt sich auf die Ausgrabungen in den Bereichen des Straßenbaus und des Leitungsbaus, die von zwei archäologischen Grabungsfachfirmen durchgeführt werden. Die Firma Archäokontrakt dokumentiert die bauseitigen Bodeneingriffe des Leitungsbaus, die Firma pmp die des Straßenbaus.

Seit November 2021 wurden die archäologischen Befunde, die bei der Verlegung der 110-KV-Leitung des Unternehmens Stromnetz Berlin auftraten, durch die Firma Archäokontrakt baubegleitend dokumentiert.

Die von der Mühlendammbrücke herkommende, über 3 Meter unter die Geländeoberkante reichende Leitungstrasse biegt am historischen Molkenmarkt in die Stralauer Straße ab. Im Grenzbereich des Molkenmarktes und der Stralauer Straße wurde Mitte Dezember 2021 in 2,5 m Tiefe zufällig ein Eichenbalken entdeckt, der sich als die nördlichste Bohle des Bohlendammes herausstellte.

Unverzüglich verhandelte die wissenschaftliche Projektleitung mit der Sen UMVK, um die baubegleitende Dokumentation der Leitungstrasse in eine bauvorbereitende, der Bedeutung des Befundes angemessene Dokumentation umzuwandeln. Es gelang, mit der SenUMVK eine Dauer von drei Monaten für die sach- und fachgerechte Untersuchung des Bohlendammes zu vereinbaren und einzuhalten.

Gesamtkontext der Leitungstrasse, in der der Bohlendamm gefunden wurde

Die Leitungstrasse steht im Gesamtkontext der Wiederinbetriebnahme der momentan gesperrten Stralauer Straße und der Umschwenkung der Straßenführung am Molkenmarkt für die geplanten Wohnquartiere, weshalb das LDA seit Anfang Januar 2022 einen Bagger mit Maschinisten sowie Grabungshelfer zur Verfügung stellt, um die im Bereich der Leitungstrasse gemeinsam tätigen archäologischen Grabungsfachfirmen Archäokontrakt und pmp zu unterstützen, da sich der Bohlendamm sowohl im Bereich der Straße als auch der Leitungstrasse befindet. Das gemeinsame Vorgehen von LDA und den Grabungsfirmen unterstreicht, dass der Bohlendamm besonders intensiv archäologisch freigelegt, dokumentiert, beurteilt und behandelt wird.

Die Leitungstrasse hat eine Breite von ca. 4 m und eine Tiefe von ca. 3,5 m unter der Geländeoberkante. Die im Raumverteilungsplan festgelegten Verläufe der Leitungstrassen erlauben weder die Verringerung der Abmessungen der Leitungstrasse noch deren Verlegung, um die Höhenkoten der Neuanschlüsse der Netze einzuhalten. Diese Zwangspunkte erfordern die Bergung der Hölzer des Bohlendammes im Bereich der Leitungstrasse.

Vorläufige Ergebnisse der bauvorbereitenden Untersuchung in der Stralauer Straße

In einem Abschnitt von ca. 10 m Länge wurde der Leitungsgraben auf eine Breite von ca. 6 m erweitert, um an dieser Stelle den kompletten, für die Konservierung und die spätere Präsentation vorgesehenen Teil des Dammes bergen zu können. Der Bohlendamm weist eine Breite von ca. 6 m auf. Ca. 40 Prozent des Bohlendammes aus der Gründungszeit Berlins verbleiben auch nach der Fertigstellung der künftigen Straße im benachbarten Gehweg im Boden.

Freigelegter mittelalterlicher Bohlendamm in der Stralauer Straße in Berlin-Mitte mit *DDR*-zeitlichem Einschnitt für eine Rohrleitung, Foto: Michael Malliaris, Landesdenkmalamt Berlin, Januar 2022

Die nachgewiesenen hölzernen Konstruktionshölzer des Bohlendamms erstrecken sich auf einer Länge von 65 m. Seine Oberkante liegt 2,5 m unter der heutigen Geländeoberkante. Es handelt sich um ein größtenteils dreilagiges Bauwerk, das eine Mächtigkeit von bis zu 1,5 m erreicht. Die unterste Lage besteht aus partiell entrindeten, quer zur Fahrtrichtung verlegten Kieferstämmen, die in Astteppiche und anderes organisches Material gebettet worden waren. Die ab dem Jahr 1215 gefällten Stämme waren in der Regel 90 Jahre alt. Darauf waren drei Reihen von kantig zugearbeiteten, bis zu 9 m langen Eichenbalken von bis zu 35 cm Seitenlänge ausgerichtet worden, die sich unter den äußeren Rändern und in der Mitte der Fahrbahn befanden. Die oberste Lage des Dammes bestand aus Kiefernbohlen von bis zu 30 cm Breite und 15 cm Dicke. Im Jahr 1232 wurden nach bisherigen Ergebnissen die letzten Hölzer des Bohlendammes gefällt.

Derzeit kann von einem Baubeginn des Bohlendammes kurz nach 1215 und einer Nutzung bis in die 1230er Jahre ausgegangen werden.

Zu einem noch nicht bestimmten Zeitpunkt wurde die mit einer mächtigen torfartigen Schicht bedeckte Straße von mehreren jüngeren Straßenschichten mit Resten von Steinpflastern, Sandplanierschichten etc. überdeckt, die auch in das Mittelalter datieren. Die mächtigen torfartigen Schichten unter und über den eigentlichen Konstruktionshölzern haben wahrscheinlich wegen ihrer Luftundurchlässigkeit maßgeblich zur für Berliner Verhältnisse exzeptionellen Erhaltung der Hölzer beigetragen. In den oberen Bohlenlagen, die wahrscheinlich partiell ersetzt wurden, konnten erstaunlicher Weise keine in das Holz eingegrabenen Fahrspuren nachgewiesen werden. Die zu den Rändern des Bohlendammes abnehmende Mächtigkeit der eingebrachten Hölzer erweckt den Anschein, dass sich im mittleren Bereich eine für den mittelalterlichen Berliner Verkehr sehr kritische Stelle mit hohem Wasserstand befand, die mit dem Bohlendamm passierbar gemacht werden musste.

Wissenschaftliche Untersuchungsmethoden

Bei der Ausgrabung des Bohlendammes kamen zahlreiche wissenschaftliche Methoden zum Einsatz. Zunächst einmal erbrachte die historische Aktenrecherche einen Hinweis auf frühere bauliche Eingriffe. Demnach war bei Bauarbeiten schon Ende des 19. Jahrhunderts in der Stralauer Straße ein „Knüppeldamm aus Birkenstämmen 2,5 m unter der Straße“ zutage getreten. Zumindest einer der Birkenstämme gelangte in die Sammlung des Märkischen Museums.

Im Zuge der Freilegungsarbeiten wird stratigraphisch vorgegangen, um das Fundmaterial aus den jeweiligen Schichten voneinander trennen und die relative Abfolge der Erdschichten und Eingriffe bestimmen zu können. Morphologische Betrachtungen an den Keramikformen geben Hinweise auf die Datierung der verschiedenen Erdschichtenaufträge.

Im Rahmen des Kooperationsvertrages des LDA mit dem Deutschen Archäologischen Institut werden vertiefende naturwissenschaftliche Untersuchungen vorgenommen, deren Ergebnisse noch ausstehen. Entsprechende Materialen dafür wurden geborgen. Die Untersuchung der geborgenen Tierknochenabfälle wird unter anderem Hinweise auf den Speiseplan der mittelalterlichen Berliner*innen und auch das Spektrum z.B. von Nutz- und Wildtieren in der Stadt ergeben.

Die Beprobung der Hölzer des Bohlendammes dient zunächst vor allem den dendrochronologischen Untersuchungen, die das Fälldatum und Herkunft der Hölzer aus Berlin-Brandenburg ergeben haben. Weiterhin werden die Jahrringe für Fragestellungen der Dendroklimatologie herangezogen werden, die das Klima der Vergangenheit rekonstruieren hilft. In diesem Zusammenhang werden holzanatomische und biochemische Untersuchungen durchgeführt.

Ein sogenanntes Pollenprofil, das aus Proben stratifizierter Erdschichten aller Phasen der mittelalterlichen Straßen gewonnen wurde, ermöglicht den Nachweis der im Boden erhaltenen Pollen und Makroreste. Daraus können Rückschlüsse auf Flora und Fauna unter anderem in der ersten

Hälfte des 13. Jahrhunderts gezogen werden, die wiederum Anzeiger für die Beschaffenheit und das Klima des näheren und weiteren städtischen Umfeldes bieten.

Dokumentation

Die Dokumentation der Befunde erfolgt zusätzlich zur klassischen zeichnerischen und verbalen Erfassung mit Hilfe digitaler Technik. In der Regel kommen dafür optoelektronische Instrumente (Tachymetrie) sowie die digitale Fotografie als Grundlage für die dreidimensionale Fotogrammmetrie (sfm) zum Einsatz. Dreidimensionale fototexturierte Befundmodelle dienen als Grundlage für alle weiteren Produkte archäologischer Dokumentation (Übersichtspläne, Aufsichten, Profile, Schnitte etc.).

Öffentlichkeitsarbeit des LDA

Als zuständige Denkmalfachbehörde für die Ausgrabungen im Bereich des Bebauungsplangebiets 1–14 (Molkenmarkt/Klosterviertel) informierte das LDA in Anwesenheit von Kultursenator Dr. Klaus Lederer, Landeskonservator Dr. Christoph Rauhut sowie Landesarchäologen Prof. Dr. Matthias Wemhoff bei einer Pressekonferenz vor Ort am 19.01.2022 und mit einer Pressemitteilung am 23.02.2022 über den ungewöhnlich gut erhaltenen Bohlendamm. Seit dem 19.01.2022 hat die Projektleitung der Ausgrabungen rund um den Molkenmarkt zahlreiche öffentliche Führungen für hunderte von interessierten Bürger*innen am Fundort des Bohlendamms durchgeführt.

Dr. Michael Malliaris
LDA 29
Wissenschaftlicher Projektleiter der archäologischen Ausgrabungen im Bereich des Molkenmarktes

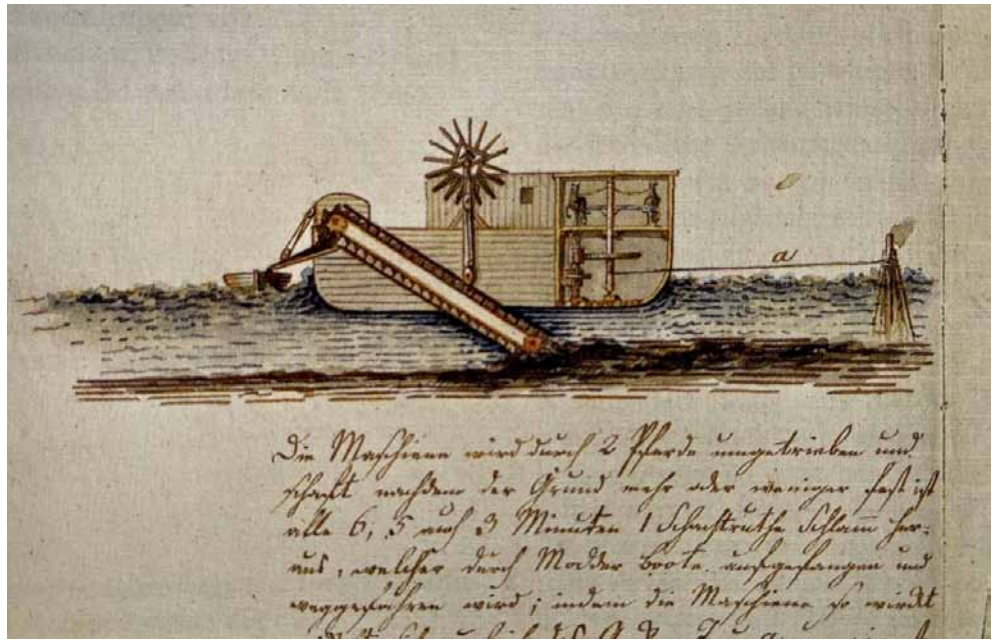

Abb. 2 Friedrich Gilly, Holländische Baggermaschine (sogenannte Moddermole), kolorierte Handzeichnung aus dem Bericht von der Hollandreise, September/Oktober 1790. Geheimes Staatsarchiv Berlin

Zur 250. Wieder*kehr des Tages der Geburt:*

Zum Gedenken an Friedrich Gilly

Von Eva Börsch-Supan

Abb. 1 Friedrich Gilly (Porträt-Büste von Gottfried Schadow)

Vor 250 Jahren, am 16. Februar 1772, wurde Friedrich Gilly in Altdamm in Pommern geboren. Am 3 August 1800 starb er in Karlsbad – ein kurzes, zuletzt von Schwindsucht gezeichnetes Leben und dennoch ein epochemachendes Werk, geschaffen mit dem disziplinierten Fleiß eines Hochbegabten. Was davon noch sichtbar ist, zeigt eine strenge, einfache Schönheit, die bis heute fasziniert. Ausgehend von den elementaren geometrischen Grundformen, inspiriert von der ‚Französischen Revolutionsarchitektur' entwarf er Bauten von neuartiger Monumentalität, die in städtebaulichen Zusammenhängen gedacht waren. Seine Zeit, das in Europa von Krisen geprägte Ende des 18. Jahrhunderts, war diesen Ideen nicht günstig. Doch er vermittelte sie, in einer von antiken Formen belebten Gestaltung, einer Gruppe junger, in einer Privatgesellschaft organisierter Architekten, deren bedeutendster Karl Friedrich Schinkel wurde. Es war Gilly, der den Grundstein legte für den harmonisch durchgebildeten, aber auch zeitlos ‚moderne' Züge enthaltenden Klassizismus, der jahrzehntelang in Preußen herrschte und weithin ausstrahlte.

Vom Vater, Oberbaurat David Gilly (1748–1808) früh gefordert – er zeichnete seit 1790 für dessen Publikationen, von der Technik der Feldsteinspaltung bis zu musterhaften Land- und Villenbauten – konnte er am 13. Juni 1797 schreiben, „für meine Jugend habe ich früh gelernt außer Furcht zu sein", und Bedenken der Mutter seiner Braut Manon Hainchelin zurückweisen. 1790 wählte ihn der im Oberbaudepartement tätige Heinrich August Riedel als Zeichner und gewissenhaften Notar für seine Reise zum Studium der Wasserbautechnik in Holland (Abb. 2). Von 1792 an entwarf er Fassaden für Berliner Mietshäuser (u.a. Jägerstraße 14, Palais Lottum in der Behrenstraße 68, Abb. 3) von „strenger Klarheit und zugleich heiterer Anmut" (Alste Oncken). Sie sind charakterisiert durch ein hohes verziertes Rundbogenmotiv in der Mittelachse, nach Vorbild des englischen Palladio-Jüngers James Adams.

Abb. 3 Palais Lottum, Behrenstraße 68 in Berlin (zerstört), Reproduktion nach Archivfoto

Vorsichtige Einschätzung seines damaligen Könnens, zugleich hohen Anspruch an sich selbst, zeigt eine Bemerkung in einem Brief vom 28. August 1793 an seinen engsten Freund, den Archäologen Konrad Levezow (1770–1835) anlässlich seiner unter den Schülerarbeiten der Architekturklasse von Friedrich Becherer auf der Akademie ausgestellten Entwürfe: „Was man in einem geschlossenen Zirkel als Studien hinreicht und zu bloßer Unterredung oder Privat Disputation arbeitet, qualifiziert sich noch nicht zu einer öffentlichen Ausstellung." Dieser Brief läßt überhaupt ein weitgespanntes Bildungsbemühen erkennen. Deutlich wird darin auch, dass ihn bereits damals das „im Feuer angegangene Projekt" eines Denkmals für Friedrich den Großen beschäftigte, das er „auf dem klassischen Boden, wo alles Größe, Taten und Ruhm haucht", d.h. in Rom, vollenden wollte. Dafür schulte er sich durch ernsthaftes Antikenstudium, das er, so Levezow, seine „architektonische Wiedergeburt" nannte.

Gillys erste bedeutende Leistung war sein Einsatz für die Marienburg (Malbork), die ehemalige Residenz des Deutschen Ordens. 1794 begleitete er seinen Vater auf eine Dienstreise dorthin. Während David Gilly das Hochschloss auf seine Eignung als Magazin prüfte – mit verheerenden Folgen für die Bausubstanz – erfasste der Sohn die fast schmucklose, konstruktiv höchst kühne Architektur des Mittelschlosses (*Prachtschloss*) mit Großem Remter und Hochmeisterpalast in ihrer Schönheit. Zeichnerisch rekonstruierte er den durch Zwischenwände und -decken verbauten, auf quadratischem Grundriss von einer Mittelstütze getragenen dreiseitig durchfensterten Sommerremter. Seine 1795 auf der Akademie-Ausstellung gezeigten Zeichnungen (Abb. 4) und die auf ihnen und weiteren Bauaufnahmen fußenden Aquatinta-Stiche von Friedrich Frick (Abb. 5) rückten das einzigartige Baudenkmal erstmals ins öffentliche Interesse und veranlassten schließlich seine Rekonstruktion. Sie führten außerdem in der Gedankenverbindung von gotischer Architektur und Rittertum auch zur spezifisch berlinischen Variante der Romantik in Malerei und Literatur.

Die zweite, nicht weniger spektakuläre Tat war sein auf der Akademie-Ausstellung 1797 gezeigter Entwurf zu einem Denkmal Friedrichs des Großen (Abb. 6). Das bereits 1791 von König

Abb. 4 Die Schlosskirche auf der Marienburg, Aquarell von Friedrich Gilly. Privatbesitz

Abb. 5 Sommerremter der Marienburg, Aquatinta von Friedrich Frick nach Gilly. Aus: Schloß Marienburg in Preußen, Berlin 1799 – 1803, Tafel XI

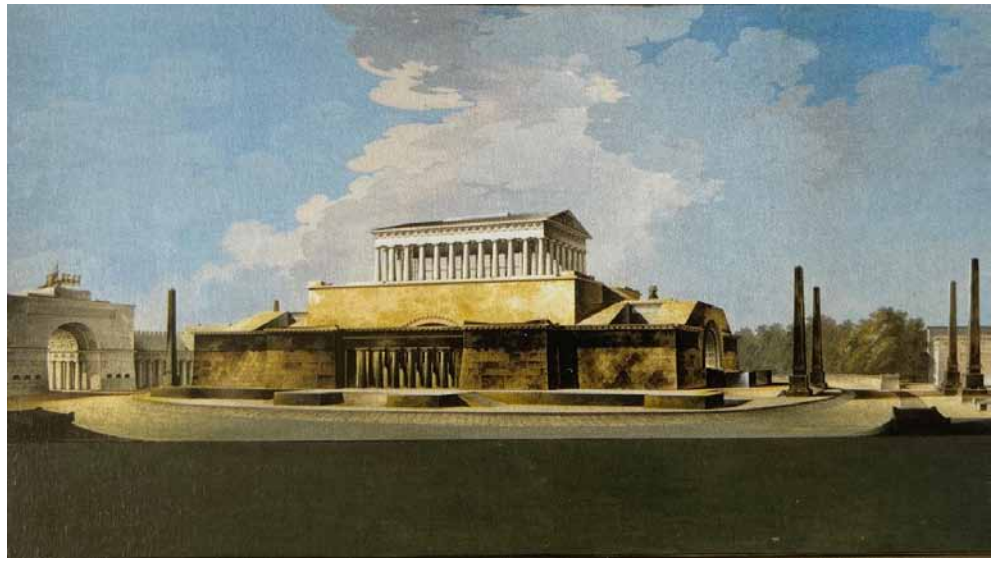

Abb. 6 Friedrich Gilly, Entwurf zum Denkmal Friedrichs des Großen, aquarellierte Federzeichnung und Deckfarben, 1797, SM Berlin, Kupferstichkabinett

Friedrich Wilhelm II. ausgeschriebene Denkmal-Projekt beschäftigte die Künstler wie die Öffentlichkeit. Gillys Idee überstieg alle bisherigen Entwürfe. Selbstbewusst besetzte er statt des bereits damals vorgeschriebenen Standorts Unter den Linden das Zentrum des Leipziger Platzes mit einer von ovalem Plateau aufsteigenden Tempelanlage. Sie führt in drei Stufen vom gedrungenen massiven, aber für Durchblicke geöffneten Unterbau aus dunklem „Zyklopen"-Mauerwerk (*opus reticulatum*) und einem geschlossenen sandgelben Sockelblock zu einem dorischen Peripteros, „zur Erhöhung des Effekts aus hellerem Material", womit Gilly Marmor oder den Anschein davon meinte. Giebelreliefs und Altäre sollten die Aspekte Friedrichs als Kriegs- und Friedensfürst verbildlichen, der Innenraum seine Sitzfigur, der Unterbau seinen Sarkophag unter einem Sternenkranz enthalten. In diesem Aufbau dürften außer künstlerischen Vorstellungen auch freimaurerische stecken, die Gilly dem König, der ebenfalls Freimaurer war, für angemessen hielt. Solche Gedanken stecken offenbar auch in den zahlreichen Skizzen, die von Zentralbauten wie dem Pantheon ausgehen und in denen der dreistufige Aufbau als endgültige Lösung zuletzt erscheint.

Auch außerhalb des Friedrich-Komplexes weisen auffällig viele Grabmalskizzen, besonders Pyramiden, auf den zeittypischen Grab- und Heroenkult und das damals als Quell der Weisheit betrachtete Ägypten. Rituelle Einweihung, aber vor allem Selbsterziehung sollten aus dem „unbehauenen Block" den durchgebildeten Menschen formen, der sich als makelloser Kubus dem Gebäude einfügt. Neben diesem ideellen Hintergrund gab es indessen noch eine praktische Ursache für Gilly, sich mit Grabdenkmälern und Friedhöfen zu befassen; eine Verordnung des preußischen Allgemeinen Landrechts von 1794, Friedhöfe außerhalb der Städte zu errichten.

Gilly betrachtete schon früh die Aufgabe des Architekten umfassend. Zwar ging seine Phantasie oft ins Großartige, wie Skizzen zu einer idealen am Meer gelegenen Stadt beweisen, aber er war durch des Vaters Tätigkeit auch mit Gutshäusern, Magazinen und holzsparenden Techniken wie Lehmbau und Bohlendach-Konstruktionen vertraut. „Trotz der Schleusen und Kanäle", die er besichtigen musste, sah er die Architektur doch immer als Kunst, auf die sein Schönheitssinn gerichtet war. Auch er hätte, wie später Schinkel, sagen können, „der Architekt

ist seiner Natur nach der Veredler aller menschlichen Verhältnisse“. So entwarf er gerade in den Jahren 1795 und 1796 auch Möbel – etwa für den Buchhändler Vieweg – und Gefäße für die Eckardtsteinsche Fabrik. Zeichnungen für Innenräume lassen erkennen, dass er hier auch dekorativen Reichtum entwickeln konnte. Von der völlig untergegangenen Ausstattung der Wohnräume für Prinz Louis, Bruder Friedrich Wilhelms III., und Prinzessin Friederike, Schwester der Königin Luise, in Schloss Schwedt ist die Abbildung eines Zimmers erhalten, das illusionistisch als von blühenden Rosenhecken umranktes Gartenspalier ausgemalt war. Derartige Garten-, oder auch Landschaftsräume entsprachen wie die wirklichen Landschaftsgärten der Natursehnsucht des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Sie waren der Gegenpol zu der neuen Strenge der Außenarchitektur.

Gleichzeitig mit dem Friedrichsdenkmal entstand 1796 auch der Entwurf zum Neubau der 1795 abgebrannten Nikolaikirche in Potsdam (Abb. 7). Hier dachte Gilly, wie schon 1792 in einer Studienarbeit zu „einer evangelischen Kirche“, an einen Zentralbau. Skizzen mit Grundriss und Schnitt zeigen eine kassettierte Innenkuppel, bei differenziertem Außenbau. Dieser erscheint in der einzig erhaltenen Reinzeichnung der Vorderansicht als gewissermaßen abstrahiertes Pantheon. Damit knüpft er vielleicht auch an die friderizianische Architektur-Anleihen an, die auf eine Andeutung von Potsdam als zweites Rom zielen. Der glatten, nur durch die 1797 datierte Inschrift und schmale Klangöffnungen für Glocken in den oberen Ecken belebten Wandflächen ist ein mächtiger sechssäuliger Portikus vorgelegt. Ein flacher Zylinder markiert die Innenkuppel. Gilly erzeugt hier den Eindruck eines geschlossenen kubischen Baublocks. Nur die angedeutete seitliche Perspektive lässt eine eingezogene Mitte erkennen, was zwei schmale stark vorspringende turmartige Seitenrisalite ergibt. Dieser Entwurf hatte eine Chance, verwirklicht zu werden, die vielleicht am Tod Friedrich Wilhelm II. 1997 scheiterte. Schinkel, der Gillys Zeichnung 1801 als Stich herausgab, ging später von dessen Idee aus, ergänzte sie jedoch um die mit Hilfe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) durchgesetzte städtebaulich wichtige Kuppel.

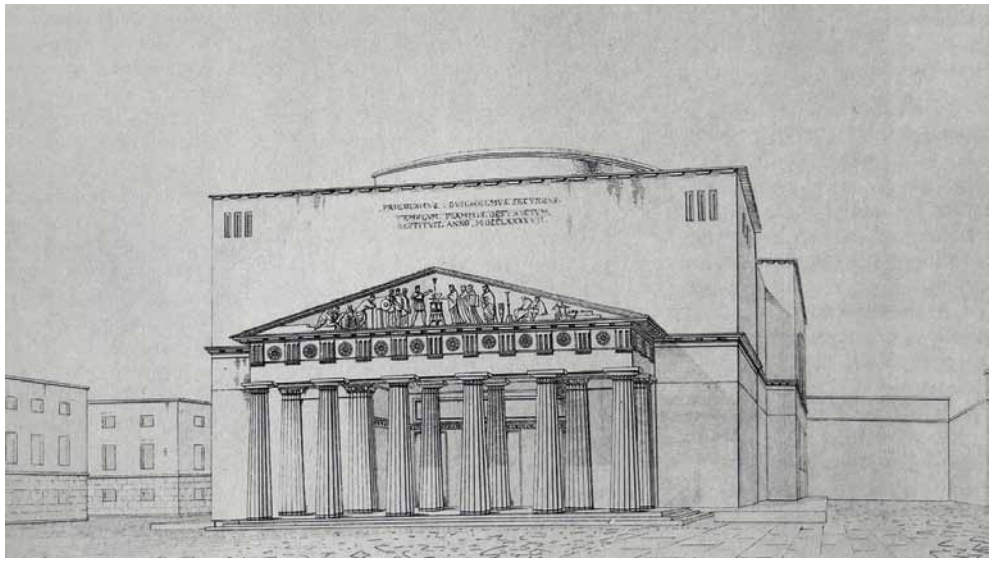

Abb. 7 Karl Friedrich Schinkel nach Gilly, Entwurf zur Nikolaikirche in Potsdam 1796, Radierung, signiert: „F. Gilly inv. 1796, Schinkel del. 1801, Wachsmann sculpsit“. Stiftung Stadtmuseum Berlin

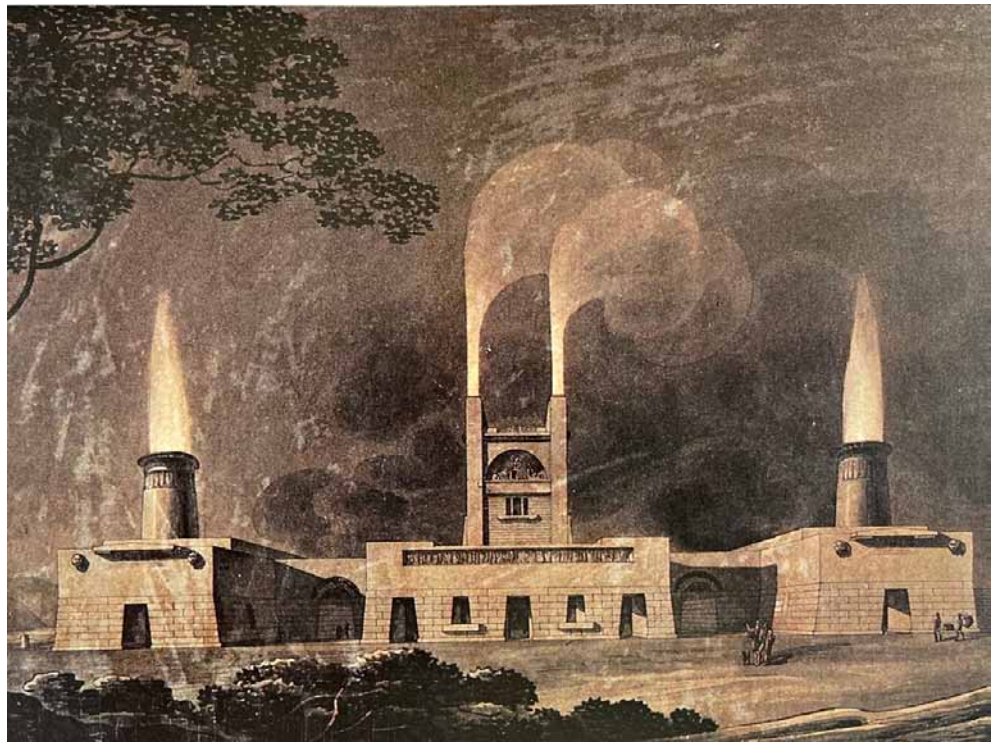

Abb. 8 Friedrich Gilly, Entwurf zu einem Eisenhüttenwerk, (Königshütte?), Federzeichnung, graubraun getuscht. SM Berlin, Kunstbibliothek

Praktisch arbeitete Gilly seit 1792 als „wirklicher Conducteur“ und als Lehrer für architektonisches Zeichnen an der vom Vater gegründeten privaten Bauschule. Das ersehnte vierjährige (!) Reisestipendium, das der König Ende 1795 bewilligte, konnte er zunächst aufgrund der Kriegsereignisse nicht antreten, Italien nicht erreichen. So ging er im April 1797 nach Frankreich und England.

Von der Englandreise sind nur indirekte Spuren noch erkennbar. Projekte der dort weiter fortgeschrittenen Industrie gehörten wahrscheinlich zu seinem Programm. Deren Eindrücke könnten sich in seinem als dramatische Nachtszene aquarellierten Hochofen-Entwurf spiegeln, der vielleicht für das schlesische Königshütte (Abb. 8) gedacht war. Paris mit seinem neuartigen Bauwesen war der starke, weiterwirkende Eindruck. In Zeichnungen und Notizen hielt er die fünfgeschossig bebauten Straßen fest, wie auch die pathetischen Inszenierungen auf dem riesigen Marsfeld, oder charakteristische Einzelmotive. Sein Hauptinteresse galt auf der ganzen Reise dem Theaterbau, im Hinblick auf das in Berlin geplante Nationaltheater. Besonders für einen Zuschauerraum mit guter Sicht von allen Plätzen sammelte er Beispiele und eigene Ideen in vielen Skizzen.

Der an die Englandreise anschließende Aufenthalt in Hamburg im Frühjahr 1798 war von Krankheit überschattet. Doch besichtigte er den technisch hochmodernen Kieler Kanal und entwarf den Figurenfries für die Neue Münze seines Freundes Heinrich Gentz, die auch das Oberbaudepartement beherbergen sollte (Abb. 9). Er wurde von Gottfried Schadow ausgeführt und ist eines der bedeutendsten Werke des Berliner Klassizismus, zudem fast das einzige erhaltene Zeugnis von Gillys Wirken. Dennoch steht er seit Jahrzehnten, der Allgemeinheit entzogen, in den Kellerräumen des Kreuzbergdenkmals.

Abb. 9 Friedrich Gilly, Entwurf zum Relieffries für die Neue Münze in Berlin, 1798, lavierte Federzeichnung (Ausschnitt). SM Berlin, Kupferstichkabinett

Der Fries veranschaulicht in allegorischen Figurenszenen Techniken des Bauwesens, der Münzprägung, deren Voraussetzung und Wirkungen. Er endet mit Gestalten, die mit einem riesigen Steinblock das Land vor andrängenden Wassermassen zu schützen suchen. Dieses Bild entsprach gewissermaßen seiner eigenen, in Briefen an Freund Levezow geschilderten Situation. Er musste, wie er am 22. Mai 1798 schrieb, seine Reiseroute „enger ziehen" – sie ging bis Wien – und empfand das Leben als „Nil-Strom, dessen Stürze und Fluten niemand abdämmt." Der Einzelne könne nur am Rand des Ufers sein Stück Land kultivieren. Diese Ruhe habe er nun erlangt. Ägypten erscheint hier als Urbild menschlicher Zivilisation, abhängig von den gefährlichen, aber auch (durch den Nil-Schlamm der Überschwemmungen) befruchtenden Naturkräften.

Ende 1798 kehrte Gilly nach Berlin zurück. Die folgenden anderthalb Jahre waren für ihn eine Zeit der Ernte. Er heiratete Manon, erlebte die Geburt, aber auch den Tod seines Sohnes. Im Beruf erhielt er die Stellung eines Bauinspektors. Im April 1799 wurde er Professor für „Optik, Perspektive und Architektonisches Zeichnen" an der neu gegründeten Bauakademie. Zeichnungen

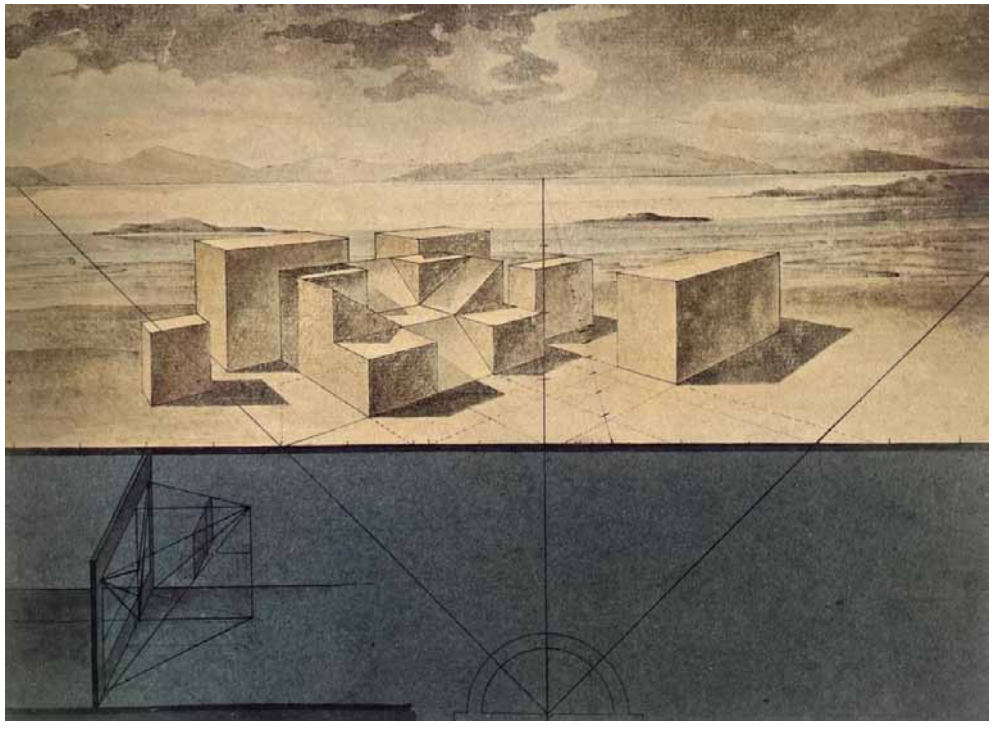

Abb. 10 Friedrich Gilly, perspektivisches Studienblatt mit Landschaftsszenerie, aquarellierte Federzeichnung. SM Berlin, Kunstbilbliothek

für diesen Bereich, zu dem er ein Lehrbuch plante, stellen geometrische Körper in perspektivischen Verkürzungen dar. Sie sind Demonstrationsmaterial und zugleich von großer künstlerischer Schönheit (Abb. 10). So zeigen auch die architektonischen Entwürfe dieser Zeit Gilly auf der Höhe seines Könnens.

Unmittelbar nach seiner Heimkehr wurde er, vermittelt vom Oberbaudepartement, mit dem Entwurf zu einem Theater für Königsberg beauftragt. Dieser ist erhalten (Abb. 11). Der schlichte Rechteckbau von 5 mal 7 Achsen ist dreigeschossig gegliedert. Sehr flache Risalite und sparsame Ornamentik beleben die Wandflächen, an der Eingangsfront dominiert ein weit geöffnetes Palladio-Motiv über drei Portalen. Der Zuschauerraum bildet ein halbes Oval, zwei Ränge bieten mit geschwungenem Umriss gute Sicht. Der Bühnenraum endet halbrund. Beim Bau, 1799, wurde Gillys Plan jedoch so entstellend verändert, dass er seinen Namen zurückzog; doch entstand getreu nach diesem Entwurf 1802/04 das Theater in Posen.

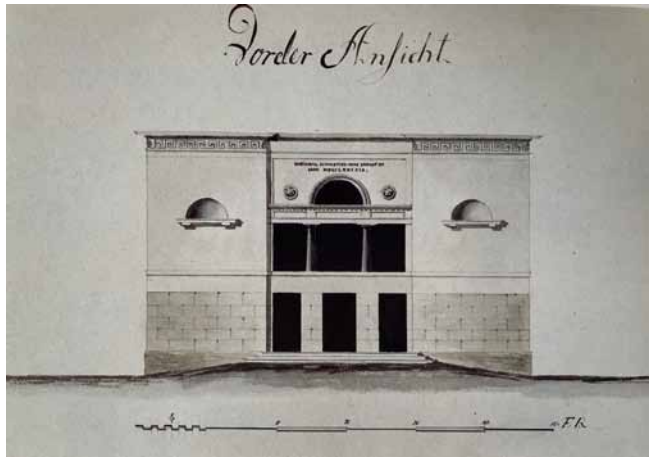

Abb. 11 Carl Ferdinand Langhans nach Gilly, Entwurf zum Theater in Königsberg, Vorderseite, aquarellierte Federzeichnung, 1799. Geheimes Staatsarchiv Berlin

Nicht einbringen konnte Gilly seine Ideen beim Berliner Theater. Stattdessen leitete er die Bauausführung nach dem Entwurf von Carl Gotthard Langhans. War die Innendisposition durchaus zweckmäßig, wirkte der lange kaum gegliederte Rechteckblock in den Dimensionen der Hauptstadt zwischen Deutschem und Französischen Dom unbefriedigend. Gilly stellte in einer Skizze (Abb. 12) als Alternative eine stärker zentrierte, aus Kubus und Halbzylindern zusammengesetzte und damit perspektivisch vielfältigere Baugestalt vor. Von diesem Prinzip, wenn auch in anderer Formensprache, ging Schinkel 1818 beim Neubau des abgebrannten Theaters dann wiederum aus.

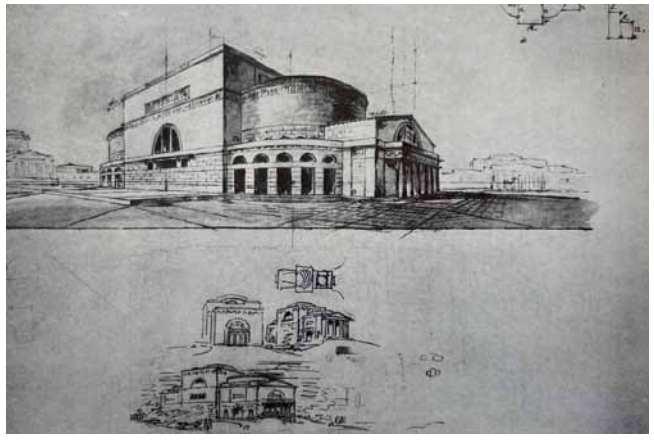

Abb. 12 Friedrich Gilly, Skizze zum Berliner Nationaltheater auf dem Gendarmenmarkt, Reproduktion nach Archivfoto (aus dem zerstörten Klebeband 2. Oncken B 171, 172)

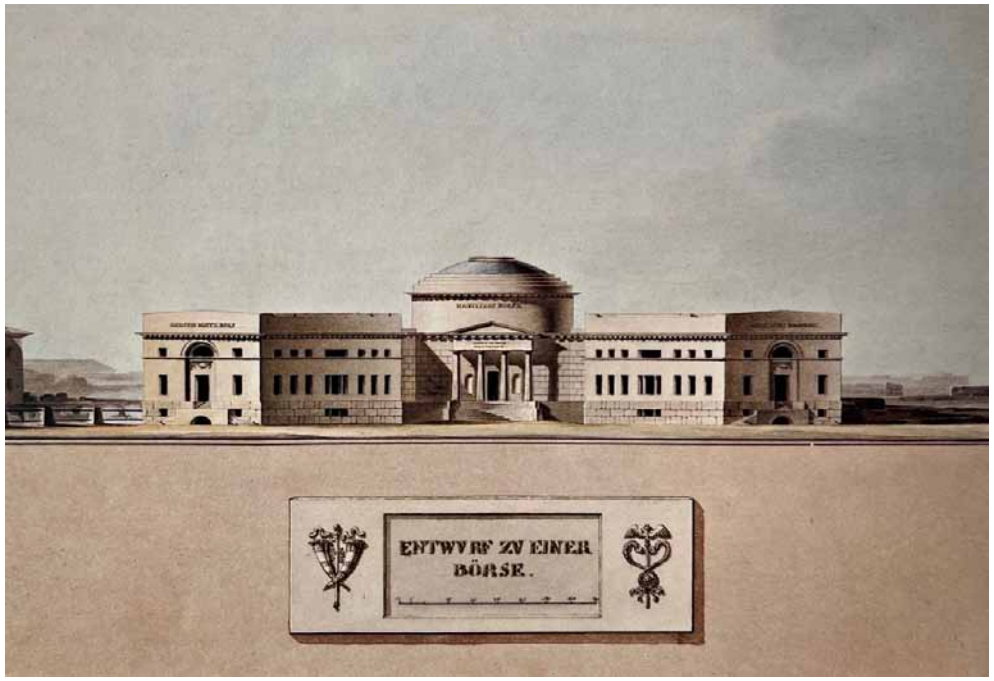

Abb. 13 Friedrich Gilly, Entwurf zur Berliner Börse, 1799, Hauptansicht, Federzeichnung, getuscht. SM Berlin Kunstbibliothek

Die zweite bedeutende Berliner Bauaufgabe war 1799 der von der Kaufmannschaft geplante Neubau der Börse an der Nordostecke des Lustgartens. Gilly wählte sie im Frühjahr als Thema für die Privatgesellschaft junger Architekten. Während die Arbeiten der jungen Freunde ebenso wie der dann ausgeführte Entwurf von Friedrich Becherer von einem massiven Rechteckblock ausgehen, entwarf Gilly eine dreiteilige Gruppe mit überkuppeltem Börsensaal und seitlichen Flügeln, wovon einer das integrierte „königliche Waschhaus" war (Abb. 13). Sie ist diagonal, für den Blick von der Straße Unter den Linden her, ausgerichtet, hat aber auch eine Schauseite nach Osten über die Spree hinweg zur Stadt. Diese kompositorische Stärke ist aber zugleich in praktischer Hinsicht eine Schwäche, weil sie den verfügbaren Raum und die innere Kommunikation begrenzt. So stimmte die Kaufmannschaft, obwohl ihr die Schülerarbeiten im Mai 1799 auch vorgelegt wurden, für Becherer.

Wohl Anfang 1800 erhielt Gilly vom König den Auftrag, die damals hölzerne, „Hundebrücke" genannte Schlossbrücke neu zu gestalten. Er wählte je einen Obelisken in halbrunden Nischen über den beiden Brückenpfeilern als Schmuckmotiv.

Eine schöne Frucht des Paris-Aufenthalts war das Landhaus Mölter am Südostrand des Tiergartens, ein kleiner, in seiner Noblesse aber durchaus anspruchsvoller Bau von 1799, der nach 1863 abgerissen wurde (Abb. 14). Er steht noch in der Palladio-Tradition wie sein Vorbild, das 1777 von Bellanger erbaute Schlösschen Bagatelle bei Paris, das Gilly in des Vaters Zeitschrift *Sammlungen nützlicher Aufsätze … die Baukunst betreffend* 1799 publizierte. Die im Umriss geschlossene Straßenfront war durch ein verziertes Segmentbogenfenster über dem dreiteiligen Eingang ausgezeichnet, der halbrund vorspringende flach überkuppelte Gartensaal durch einen Relieffries.

Drei bildhaft ausgeführte Entwürfe zu Stadttoren in der Aquarellsammlung Friedrich Wilhelms IV., dazu eventuell ein vierter in der Berliner Kunstbibliothek, die aufgrund einer nur im Foto überlieferten signierten Skizze Gilly zugeschrieben werden, dürften ebenfalls 1799/1800 entstanden sein. Sie wirken idealtypisch, hängen vielleicht aber mit den Erweiterungen der Berliner Stadtmauer im Norden und Südosten zusammen. Die räumliche Situation ist klar als platzartig ausgebildete Stadtseite, beziehungsweise beim Triumphbogentor Feldseite, mit jenseitiger Pappelchaussee definiert. Die Baugruppe aus Tor, Wache und Zollhaus variiert stilistisch von rustikalen römisch anmutenden Rundbogenformen zu Tempelumrissen mit dorischen Säulen in den Öffnungen (Abb. 15), ist aber stets in sich harmonisch. Ein Blatt fasst die Kontrollaufgaben in einem Mittelbau mit Tempelfron und zwei Toröffnungen auf schräg abzweigenden Straßen zusammen – eine Situation ähnlich der am damals unansehnlichen und schadhaften Potsdamer Tor, das Gilly bereits beim Entwurf zum Friedrich-Denkmal zu einem Triumphbogen mit Quadriga verändert hatte.

Abb. 14 Friedrich Gilly, Entwurf zur Villa Mölter. Aus: *Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend: für angehende Baumeister und Freunde der Architektur*, Bd. 4, 1800, Digitalisat: Bayerische Staatsbibliothek

Abb. 15 Friedreich Gilly, Entwurf zu einem Stadttor, aquarellierte Federzeichnung. Planarchiv der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg

Abb. 16 Mausoleum der Gräfin Maltzan im ehemaligen Schlosspark Dyhernfurth, 2007

Ein perfekter dorischer Prostylos ist Gillys Mausoleum für die am 27. Januar 1799 gestorbene Gräfin Antoinette von Maltzan in Dyherfurth (heute polnisch: Brzeg Dolny). Der 1800 bis 1802 errichtete Bau ist heute Ruine, die sich nur durch die hervorragende Steinarbeit erhält (Abb. 16). Über der Gruft lag ein fast quadratischer Gedenkraum mit drei Halbkreisnischen, die rückwärtige als Fenster. Der Bau wurde 1804 in Riedels *Sammlung architektonischer äußerer und innerer Verzierungen …* publiziert. Damit gehörte er zu den von Friedrich Wilhelm III. gewählten, Schinkel vorgeschriebenen Vorbildern für das Mausoleum der Königin Luise.

Im Juni 1800 endete diese Phase fruchtbaren Schaffens. Gilly musste Urlaub beantragen, aber erholte sich nicht. Auch der Versuch, in Karlsbad Heilung zu finden, scheiterte. Kaum angekommen, starb er am 3. August.

Als Gilly im Frühjahr 1798 in einer erzwungenen Ruhepause in Hamburg festsaß, brachte er unter anderem auch seine Pläne zum Theaterbau in Berlin ins Reine. Davon im Brief an Levezow vom 22. Mai ausgehend, schrieb er zu seiner grundsätzlichen Haltung und Formenvorstellung: „Meine Theorie geht so sehr aufs Neue (oder vielmehr aufs Grusalte), dass ich schwerlich in diesen hallstarrigen Zeiten irgend eine Anwendung hoffen darf. Nun das ist mein wenigster Kummer– denn über diesen Punkt bin ich getröstet und aufs reine, und mit dem dixi ist für die Kunst an sich alles gewonnen." Der Brief enthält zwei erstaunliche Worte. Das „Grusalte", das zugleich das Neue ist, bedeutet offenbar Gillys Rückgriff auf die stereometrischen Urformen der Baukunst – abstrakt wie in den monumentalen Demonstrationsprojekten der Pariser *École des Beaux-Arts* oder historisch wie in Ägypten, was seine vielen Pyramidenskizzen zeigen. Ägypten wählte er in diesem Brief auch als Sinnbild für ein Leben, das den Naturgesetzen unterworfen, damit aber auch einverstanden ist. Großes Vertrauen in die Wirkungskraft von Ideen, aber auch ein hohes Selbstvertrauen spricht aus seinem Wort, dass mit dem „dixi" („ich habe gesagt") für die Kunst alles gewonnen sei. In Bezug auf sich selbst täuschte er sich darin nicht. Seine Bauten sind zerstört, die in drei Bänden eingklebten Skizzen verbrannt, nur in Fotos überliefert. Von seinen ausgeführten Entwurfszeichnungen sind nur wenige erhalten. Dennoch entfalten diese Reste, die Texte und Radierungen in des Vaters Zeitschrift *Sammlung nützlicher Aufsätze* das einmal ‚Gesagte' noch immer und immer wieder neu ihre Wirkung.

Zunächst hielten seine Freunde die Erinnerung fest: Levezow mit der Biographie von 1801, Schinkel mit graphischen Umsetzungen einiger Entwürfe, Gottfried Schadow mit der ideal aufgefassten Büste. Dann wirkten Gillys Ideen indirekt auf die tatsächliche Ausführung von Bauaufgaben, die er vorher bearbeitet hatte, vor allem bei Schinkel. Nach einer Phase des Vergessens im Lauf des 19. Jahrhunderts mit zunehmendem Historismus setzte seit Anfang des 20. Jahrhunderts, parallel zur Suche nach neuer Klarheit und Einfachheit in der Architektur, auch die kunstgeschichtliche Forschung zu Gilly ein. In diesem Jahr soll eine kleine Ausstellung sowie ein wissenschaftliches Colloquium an ihn erinnern.

Dr. Eva Börsch-Supan

2008 wurde der Autorin dieses Beitrags, unserem Mitglied, die Fidicin-Medaille des Verein für die Geschichte Berlins in Würdigung ihrer Forschungen zur Kunst und Geschichte der Berlin-Potsdamer Kulturlandschaft verliehen.

Literatur (Auswahl)

Konrad Levezow, Denkschrift auf Friedrich Gilly, Königlichen Architecten und Professor der Akademie der Baukunst zu Berlin, Berlin 1801.

Friedrich Adler: Friedrich Gilly – Schinkels Lehrer, in: Zentralblatt der Bauverwaltung 1881, wiederabgedruckt in: Friedrich Adler, Zur Kunstgeschichte – Vorträge und Festreden, Berlin 1906, S. 141–157.

Hermann Schmitz: Friedrich Gilly, in: Kunst und Künstler 1909, S. 21 ff.

Alste Oncken, Friedrich Gilly 1772–1800, Berlin 1935 (Reprint 1981).

Alfred Rietdorf, Gilly – Wiedergeburt der Architektur, Berlin 1940.

Friedrich Gilly 1772–1800 und die Privatgesellschaft junger Architekten, Ausstellungskatalog Berlin Museum, bearb. von Hella Reelfs und Rolf Bothe, Berlin 1984.

Revolutionsarchitektur – Ein Aspekt der europäischen Architektur um 1800, Ausstellungskatalog hg. von Winfried Nerdinger, Klaus Jan Philipp und Hans-Peter Schwarz, München 1990.

Mathematisches Calcul und Sinn für Ästhetik – Die preußische Bauverwaltung 1770–1848, bearb. von Reinhart Strecke u.a., Ausstellungskatalog Geheimes Staatsarchiv Berlin, Berlin 2000.

Friedrich Gilly, Essays zur Architektur 1796–1799, hg. von Fritz Neumeyer, Berlin 1997 (engl. Originalausgabe 1994).

Neues Bauen – Berlin um 1800, hg. vom Elke Blauert und Katharina Wippermann, Ausstellungskatalog Kunstbibliothek Berlin, Berlin 2007.

Eva Börsch-Supan unter Benutzung der Recherchen von Hella Reelfs (1928–2006), Zeichnungen Druckgraphik und Briefe Friedrich Gillys und seines Kreises aus der Wilhelm-Soldan-Sammlung im Berliner Kupferstichkabinett, in: Jahrbuch der Berliner Museen 2010, S. 55–83.

Lexikonartikel: Thieme Becker Künstlerlexikon, Bd. 14, 1921 (A. Doebber); Saur, Allgemeines Künstlerlexikon, Bd. 54, 2007 (E. Wätjen).

Zur 300. Wiederkehr des Tages der Geburt:

Johann Carl Wilhelm Moehsen – Arzt und Aufklärer

Von Ursula Goldenbaum

Der Berliner Arzt Johann Carl Wilhelm Moehsen ist heute weitgehend vergessen und nur noch Spezialisten bekannt, trotz seiner Verdienste für die Allgemeinheit: für die Gesundheit der Berliner und Brandenburger, die wissenschaftliche Erfassung und Publikation der Geburts- und Sterbefälle der Stadt Berlin, die bessere Organisation der Charité, die Bekämpfung der Pocken – durch Impfung und durch partielle *Lockdowns* in den Schulen, die Sauberkeit auf Berlins Straßen, die Verbesserung der medizinischen Versorgung der Prostituierten und nicht zuletzt eine Verbesserung der Lage der preußischen Soldaten.[1] Darüber hinaus war er auch ein Gelehrter, der sich zum einen für die Geschichte der Wissenschaft, nicht nur der Medizin interessierte, und zum anderen für die Geschichte der Münzen, die er auch sammelte und als historische Quelle nutzte. Seine Publikationen sind vor allem diesen beiden Gebieten gewidmet,[2] nur ganz wenige der Medizin. Die oben genannten Verdienste aber hat sich Moehsen weniger durch Publikationen als durch sein praktisches Wirken in den preußischen Gesundheitsgremien erworben, aber auch durch seine Vorlesungen und Diskussionsbeiträge in der geheimen *Gesellschaft der Freunde der Aufklärung*. Da sich deren Mitglieder jeweils mittwochs bei einem von ihnen versammelten, alle zwei Wochen im Winter und alle vier Wochen im Sommer, wurde sie auch *Mittwochgesellschaft* genannt.[3] Auf ihren Treffen hat Moehsen seine mit ironischen und auch bittersarkastischen Bemerkungen gespickten, scharfsichtigen und sozialkritischen Vorlesungen gehalten, die auf seinen persönlichen Beobachtungen aus seiner Tätigkeit als Berliner Arzt und als Beamter preußischer Gesundheitsbehörden, insbesondere als „Stadtphysicus" des Teltowschen Kreises in der Mark Brandenburg beruhten.

Johann Carl Wilhelm Moehsen (1771), Kaltnadelradierung von Christian Bernhard Rode und Johann Conrad Krüger

Moehsens Wohnhaus in der Oberwasserstraße 10, Aufnahmejahr 1914 (es ist das Haus im Zentrum des Fotos), Stiftung Stadtmuseum IV 83-293

Moehsen in der Mittwochsgesellschaft

Seine Vorlesungen in einer geheimen Gesellschaft wirkten aber nur scheinbar in einem rein privaten Raum. Die Mitglieder der *Mittwochsgesellschaft* waren allesamt das, was man heutzutage gesellschaftliche Multiplikatoren oder gar *Influencer* nennt, also Personen von großem gesellschaftlichem und zu einem sehr großen Teil auch amtlichen Einfluss im preußischen Staat. Wie erwähnt, hatte Moehsen neben seiner ärztlichen Praxis staatliche Ämter inne. Zu den Mitgliedern gehörte aber auch fast das ganze Generalkonsistorium, fast alles Theologen, die die Verantwortung für die Schulausbildung in Berlin und Brandenburg trugen, darunter Johann Joachim Spalding, Johann Samuel Diterich, Karl Franz von Irwing, Wilhelm Abraham Teller und Friedrich Gedike. Auch vier Juristen im Staatsdienst gehörten dazu (Carl Gottlieb Svarez, Ernst Ferdinand Klein, Johann Heinrich Wloemer, und Christian Wilhelm Dohm), die ersten beiden arbeiteten in den Jahren des Wirkens der *Mittwochgesellschaft* an der Reform des preußischen Gesetzbuchs, letzterer, zusammen mit Moses Mendelssohn an der Emanzipation der Juden. Weiterhin gehörten zur Gesellschaft der Leibarzt des Königs Christian Gottlieb Selle, der Königliche Bibliothekar Johann Erich Biester und der Gymnasiallehrer und dann Direktor des Berliner Nationaltheaters Johann Jakob Engel. Nur zwei Privatleute waren unter den Mitgliedern, der umtriebige und sozial engagierte Friedrich Nicolai, ein überaus erfolgreicher Buchhändler, und – als korrespondierendes Mitglied – Moses Mendelssohn, ein ebenso erfolgreicher Seidenfabrikant. Beide waren außerdem deutschlandweit und – besonders Mendelssohn – europaweit bekannte Autoren. Vorlesungen vor einer solchen Gesellschaft, auch wenn sie als solche streng geheim blieben, hatten durchaus einen großen Einfluss auf das Denken und damit auf die künftigen Entscheidungen dieser Persönlichkeiten im preußischen Staat. Moehsen war sich dessen sehr bewusst und appellierte in seinen Vorlesungen mehrfach gezielt an die Juristen oder aber die Theologen in der Gesellschaft, und forderte sie auf,

den von ihm drastisch dargestellten Missständen samt ihren Ursachen abzuhelfen. Allerdings war er sich auch immer bewusst, dass solche Verbesserungen unter den gegebenen politischen Bedingungen nur sehr eingeschränkt möglich waren.

Außerdem wurde im Jahr der Gründung der Gesellschaft 1783 eine Zeitschrift gegründet, die bekannte *Berlinische Monatsschrift*, die von zwei Mitgliedern der Gesellschaft herausgegeben wurde, von Biester und Gedike. Nicht wenige Vorlesungen der Mitglieder, die zuvor in der *Mittwochsgesellschaft* vorgetragen und diskutiert worden waren, darunter auch von Moehsen, wurden in dieser Zeitschrift veröffentlicht und fanden so einen Weg in eine größere Öffentlichkeit. Allerdings wurden sie in etwas entschärfter Form dort aufgenommen, den politischen Bedingungen der Zeit angepasst. Die *Mittwochsgesellschaft* wie auch die *Berlinische Monatsschrift* wirkten nur in den ersten drei Jahren unter der Regierung Friedrich II. Unter Friedrich Wilhelm II. mussten sich beide zuerst mit dem Wöllnerschen Zensuredikt (1788) und dann, nach der Aufdeckung des Illuminatenordens in Bayern 1784 und noch mehr nach der französischen Revolution gegen den Generalverdacht verteidigen, die Religion und die Monarchie in Preußen stürzen zu wollen. Als 1798 das Edikt erlassen wurde, dass alle geheimen Gesellschaften in Preußen sich bei den Behörden anzumelden hätten, beschloss die Gesellschaft, sich aufzulösen. Die *Berlinische Monatsschrift* setzte ihre Arbeit allerdings fort, wenngleich Gedike 1791 als Herausgeber zurücktrat, und der Verlag von 1792 an zur Umgehung der preußischen Zensur außerhalb Preußens betrieben werden musste.[4]

Exlibris des Johann Carl Wilhelm Moehsen, 1757, Radierung, Platte: 66 x 60 mm; Blatt: 196 x 149 mm. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel

Geheim und doch öffentlich

Der geheime Charakter der Gesellschaft ist mitunter dahingehend interpretiert worden, als ob er eine schnelle Selbstverständigung dieser einflussreichen Leute untereinander ermöglichen sollte, ohne allzu früh störende öffentliche Diskussionen anzustoßen. Aber gerade Moehsen erinnert die Mitglieder in seinen Vorlesungen mehrfach und ausdrücklich daran, warum sie sich an solche strikte Geheimhaltung halten wollten, um nämlich in aller Offenheit Probleme ansprechen zu können, ohne deswegen als Rebellen verdächtigt oder angezeigt zu werden, weder wegen religiöser Abweichungen bei der Zensur noch wegen sozialkritischer Ansichten bei der politischen Polizei. So schreibt er zum Auftakt seiner Vorlesung über den Nutzen der Krankenhäuser: „Ich verlasse mich auf das Gesetz der Verschwiegenheit, zu dem wir uns verpflichtet haben, und darf also nicht befürchten, daß ich bei den hohen Oberen als ein […] Rebell abgegeben werde.“[5] In der 1896 von Ludwig Keller veröffentlichten Vorlesung Moehsens zum Thema Aufklärung, fügt er seinem Vorschlag einer kritischen Diskussion der preisgekrönten Preisschriften der Berliner Akademie, zu der von Friedrich II. vorgeschlagenen Preisfrage darüber, ob es „dem gemeinen Haufen der Menschen nützlich“ sei, getäuscht zu werden, hinzu: „Wir können über den letzten Vorschlag sicher nach unsern Einsichten entscheiden, weil wir unter dem Siegel der *Verschwiegenheit*, *unserem vorzüglichsten Gesetze*, die Pflichten gutmeinender Patrioten erfüllen.“[6] Es folgt eine bemerkenswerte Erklärung dazu, die den stolzen Bürger und Aufklärer erkennen lässt:

Wir haben keinen August zum Protektor und keine Mäzene und Mäzenaten unter uns, bei denen wir durch gegenseitige Äußerungen anzustoßen befürchten dürfen, wir harren auch nicht auf Belohnungen eines Hauses Este oder Medici […], auch nicht Durst nach Ruhm oder Lob kann unser Urteil leiten, da wir unerkannt bleiben, und ist die innere Überzeugung, das Beste unserer Mitbürger und unserer Nachkommen ohne alle äusserliche Absicht nach unsern Kräften zu befördern, die vorzüglichste und einzige Belohnung.7

Mit beiden Bemerkungen verweist Moehsen auf den ersten Paragraphen der „Einrichtung der Gesellschaft“, die uns im Nachlass von Moehsen bewahrt wurde: „Jedes Mitglied verspricht auf seine Ehre strenge Verschwiegenheit über alles in der Gesellschaft Vorgetragene, auch selbst von gleichgültigen, die Gesellschaft betreffenden Dingen, ja von ihrer Existenz nicht viel zu sprechen.“[8] Im folgenden Paragraphen verpflichten sich alle Mitglieder zur Toleranz gegenüber allen Meinungen, „selbst derer, die ungereimt erscheinen möchten, und keine Art von Anfeindung darüber, weder in noch außerhalb der Gesellschaft.“ Der Sinn dieser vielbeschworenen Geheimhaltung wird also ganz klar. Gerade weil fast jedes der Mitglieder mindestens ein staatliches Amt innehatte und alle Personen der Öffentlichkeit waren, musste die öffentliche Darstellung ihrer Auffassungen große Beachtung finden. Eine freie Diskussion ihrer Gedanken konnte nur im geschlossenen, ganz privaten Raum erfolgen, sollte sie nicht ungewünschte Turbulenzen zur Folge haben.

Moehsens Gesellschaftskritik in der Form der Ironie

Es scheint, dass Moehsens Vorlesungen in der *Mittwochgesellschaft* eine solche Verschwiegenheit in besonderem Maße nötig hatten, wegen seiner oftmals drastischen Schilderung und tatsächlich der Anprangerung sozialer Missstände des Lebens der Landbevölkerung, der Soldaten und der Prostituierten, und damit implizit der Gesundheits-, Militär- und Bildungspolitik des Königs. Entsprechend scheute er davor zurück, seine scharfen Beobachtungen einer breiteren Öffentlichkeit unter eigenem Namen vorzulegen.

An dem Nachruf auf Moehsen, den der mit ihm befreundete Johann Heinrich Ludwig Meierotto, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, verfasste,[9] verlesen in der Berliner Akademie am 26. Januar 1797, ist auffallend, wie oft, in immer verschiedenen Wendungen der Autor auf den Witz, die Ironie und den Sarkasmus Moehsens zu sprechen kommt. Als Arzt habe dieser die Erfahrung gemacht, „daß Heiterkeit und froher Sinn des Leidenden halbe Cur sey“, was „in seinen Augen dem Witz und einer unterhaltenden Gabe im Erzählen einen viel höhern Werth“ gebe.[10] Es scheint fast, als ob er so Moehsens ironische, sarkastische und mitunter freche Seitenhiebe gegen theologische Engherzigkeit oder überängstliche Aufklärungsgegner durch dessen witziges Naturell entschuldigen möchte. Tatsächlich aber bringt er das Dilemma eines preußischen Aufklärers im Staatsdienst einer Monarchie, mit Einsicht, aber sehr eingeschränkter Wirkungsmacht auf den Punkt, wenn er über Moehsen sagt:

So stark sein Gefühl gegen alles war, was schädlichen Irrthum verrieth; was unter dem Schein höherer Pflicht und einer gewissen Heiligkeit, Menschenrechte übertrat, Menschenwohl störte, und offenbarer Frevel ward; so sehr dieß ihn wie jeden andern Menschen von Gefühl empörte, so wird man doch bei ihm nie finden, daß er offenbar gegen solche Bosheit auftrat; daß er sich mit allen Waffen, die Wahrheit, Recht, die der hohe Beruf, das Menschenwohl zu vertreten, ihm in die Hand gab, gerüstet sich dem Frevel entgegengestellte; sondern mit der lächelnden Miene eines leichten Spottes versetzte er lieber im Vorbeigehen, wie einem zu mächtigen Feinde, mit dem man sich nicht messen darf, den man kaum wecken will, einen Streich in die unbedeckte Seite oder in den abgewandten Nacken.[11]

Der „Feind“ war aber tatsächlich übermächtig. Es war nicht nur der Monarch, der das Land mit seiner Militärpolitik aussaugte und seine Invaliden als Volkschullehrer entsorgte, sondern auch das gesamte System der dem preußischen Recht weitgehend entzogenen feudalen Gutsherrschaft, das Verbesserungen des Lebens der einfachen Leute und ihre Aufklärung immens behinderte. Dass sich Moehsen dessen wohl bewusst war, wenn er Kritik am gesellschaftlichen System übte, sei im Folgenden an seiner Vorlesung zur Volksaufklärung gezeigt,[12] die er in der *Mittwochsgesellschaft* am 15. Februar 1786 hielt. Darin ging es eigentlich um den Vorschlag zu neuen Volksbüchern, um die Landbevölkerung aufzuklären.

Moehsens Vorlesung zur Volksaufklärung

Die deutsche Diskussion zur Volksaufklärung fand ihren Niederschlag auch in der *Mittwochgesellschaft*. Moehsen thematisierte in seiner Vorlesung neue Volksbücher als ein besser geeignetes Vehikel, das Volk zumal auf dem Land aufzuklären und ihm seine schlimmsten Vorurteile zu nehmen, jedenfalls besser als Gesetze und Schulunterricht im gegebenen Zustand. Dabei setzte er sich kritisch mit der Idealisierung des Landmannes durch bestimmte „philosophische Aufklärer“ in der Linie Rousseaus auseinander, die davon ausgingen, dass der Bauer der Aufklärung aufgeschlossener gegenüberstehe als die gebildeten höheren Stände.[13] Aber vor allem nutzte er diese Gelegenheit, die Mitglieder der *Mittwochsgesellschaft* mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Bauern in Preußen zu konfrontieren, die er aus eigenem Erleben kannte, aufgrund seiner Fahrten als *Kreis-Physicus* über Land und seiner persönlichen Gespräche mit den Bauern. Nur jemand, der diesen Menschen mit Anteilnahme und Respekt begegnete, konnte die sozialen Missstände ihres Lebens mit so wachem Auge erkennen. Moehsens scharfe Gesellschaftskritik war wohl selbst von den Mitgliedern der *Mittwochsgesellschaft* schwer zu verdauen, jedenfalls wurde sie von vielen in ihren Voten vornehm beschwiegen. Stattdessen konzentrierten sich die meisten auf Moehsens Vorschlag für ein neues Volksbuch.

Moehsen rechtfertigt seine ausführliche harte Kritik und überhaupt seinen Ausflug in die gesellschaftliche Realität des Landlebens in einer Vorlesung über den Nutzen von Volksbüchern damit, dass er, um Aufklärung auf dem Land fördern zu können, zunächst die Hindernisse aufzeigen wolle, um dann geeignete Mittel vorzuschlagen, den Landmann aufzuklären, sein Selbstdenken zu fördern und ihn zur Tätigkeit aufzumuntern, besonders aber – und das ist das Anliegen des Arztes Moehsen – ihm „eine beßere Beobachtung der Pflichten des Ehe- und Elternstandes, nicht durch eine Strafpredigt, sondern in einem Vehiculum“ nahezulegen.[14]

Moehsen ist aufgrund seiner Beobachtungen weit davon entfernt, die Bauern in Brandenburg zu idealisieren. Er sieht vielmehr „die natürliche Finsternis des Verstandes und die rohe Unwissenheit des Landmanns, ferner den Aberglauben und besonders die Vorurtheile, welche ihm von seinen ebenso beschaffenen Eltern, Schul- und auch wohl Dorfkanzellehrern so fest eingeprägt worden“.[15] Diese „Finsternis“ sei aber nicht Schuld des Landmanns, sondern das Ergebnis von dessen elenden Lebensumständen und ihrer Auswirkung auf seine Kinder, die Moehsen in entsetzlicher Anschaulichkeit beschreibt. Die furchtbare Lage der Bauern in der feudalen Gutswirtschaft war den anderen Mitgliedern sicher vage bekannt, denn auch sie fuhren in ihren Geschäften natürlich öfter durchs Land, aber bestimmt nicht in dieser Konkretheit. Kaum einer hat wohl je selbst mit den Bauern gesprochen, geschweige denn über ihre Probleme.

Moehsen schildert die Lage der Bauern ohne Umschweife:

Der Druck, worin er [der Landmann] lebt und worin er zum Nutzen des Ganzen erhalten wird,[16] *die harte und ihm täglich gleichsam zugemessenen Arbeiten greifen den Körper an, und machen ihn zum Nachdenken stumpf, seine Triebe sind mehrenteils viehisch und sinnlich. Glücklich genug, daß er dadurch, über die Schicksale seiner Kinder unbekümmert, zur Bevölkerung des Landes das Meiste beiträgt; Diese würde gewiß sehr abnehmen, wenn er bei seiner Lage mehr Nachdenken brauchte. Kommt er durch die in seinem Leben gehabten Vorfälle in reiferen Jahren zur Überlegung, so sieht er die Kinder nicht mehr als einen Segen seines Hauses an, durch den er, wenn sie heranwachsen, in seiner Haushaltung mehr arbeitende Hände erhält. Er muß die Pflichten als Vater erfüllen, die Kinder kleiden, ernähren, erziehen, und dann nimmt man ihm die im allgemeinen Rechte der Natur gegründete väterliche Herrschaft; denn wenn sie heranwachsen, daß er sich ihrer Hilfe in der Land- und Hauswirtschaft bedienen könnte, so nutzen sie andere, und seine darauf gewendete Zeit und Mühe, Sorge, Unkosten sind verloren, ja er hat noch vielfältigen Verdruß obenein. Hiedurch verfällt er in eine außerordentliche Gleichgültigkeit gegen seine Kinder. Ihre Erhaltung liegt ihm selten am Herzen. Wenn sie mit epidemischen Krankheiten, oder mit den gewöhnlichen Kinderkrankheiten befallen werden, so überläßt er sie, wie er sagt, dem lieben Gott, der sie ihm gegeben und ihm die Krankheit zugeschickt hat.*[17]

Nicht einmal gebe der Bauer seinen Kindern die Arznei, die ihm kostenlos verschrieben werde, auf ärztliche Anordnung, anders als bei seiner Frau, die er dringend zur Arbeit auf dem Hof brauche. Zur Beantwortung der Frage nach der Ursache solch gleichgültigen Verhaltens gegen seine Kinder, lässt Moehsen den in der Diskussion zur Volksaufklärung vielbeschworenen „Landmann“ sein Schicksal selbst darstellen:

[…] sind sie [die Kinder] gesund, so helfen sie mir doch nicht, die großen Kinder muß ich in die Schule schicken und verliere sie bey dem Gänse- oder Viehhüten [für den Gutsherrn]; werden sie größer, so haben wir sie sonst zu Hause gelassen, um das Haus zu bewachen und auf die kleinsten Kinder acht zu haben, wenn wir mit der Mutter auf den Feldern, in Hofdiensten, im Holze, auf der Wiese, nach der Stadt, nach der Mühle oder sonst in Verrichtungen außen sind, müßen sie jetzt in die Schule gehen. Wenn die Jungens und Mädgens größer werden, daß wir sie zur Feldarbeit und selbst in unserer Wirtschaft brauchen können, müssen sie zu Hofe [des Gutsbesitzers] dienen; die Mädgens kommen selten so zurück, als wir sie hingebracht haben, denn bei den [meisten?] liegen sie mit den Knechten zusammen.[18]

Das sei auch die Ursache, warum die meisten Hochzeiten auf Michaelis, also Ende September gefeiert würden. Oftmals müsse man so die Tochter einem schlechten Kerl geben, der sie nicht ernähren kann. Werde aber der Sohn „stark und groß, daß er den Eltern als Knecht dienen könnte, muß er Soldat werden.“[19] Im Urlaub komme er als Taugenichts zurück, zu träge zur Feldarbeit und widerspenstig gegen Eltern und Gutsherrschaft. Wolle man aber seine Einziehung zum Militär ganz vermeiden oder aber ihn nach den Pflichtjahren zurückholen, um nicht einen Knecht einstellen und bezahlen zu müssen, sei man gezwungen, ihn finanziell auszulösen und noch die Offiziere zu bestechen, was nur wenige Bauern könnten.

Dann fragt Moehsen die Mitglieder der Gesellschaft:

Wodurch soll nun wohl der Trieb rege gemacht werden, durch Fleiß, durch Arbeitsamkeit etwas zu schaffen, da man des Seinigen so wenig Herr ist, als seiner Kinder.“[20] *Deshalb erschienen dem Bauern Schulen mehr schädlich als nützlich, erklärt Moehsen, und fordert seine „Freunde der Aufklärung“ ironisch auf, die Argumente des Bauern womöglich zu widerlegen: „ich werde mich freuen, wenn bei der Zirculacion dieses Aufsatzes sie so widerlegt werden, daß der Bauer mit Grund nichts dagegen sagen, sondern sie in einer ihm faßlichen Einkleidung begreifen kann. Ich habe ihn hier nur als Vater reden lassen, ohne seiner Klagen über Abgaben und dergl. zu gedenken.*[21]

Eine bissige Bemerkung findet sich noch über des Pastors Christian Ludewig Hahnzogs im Vorjahr erschienene *Patriotische Predigten*,[22] gerichtet an die „preußischen Landleute“. Dieser Autor, der immerhin von einem Mitglied der *Mittwochsgesellschaft*, der sein Votum mit der ihm gegebenen Nr. XXI zeichnet, als möglicher Autor eines neuen Volksbuches vorgeschlagen wurde,[23] hatte schon zuvor ein Buch über die Aufklärung der „Landleute“ geschrieben.[24] Moehsens Empörung richtet sich gegen dessen Versuch, die miserablen Zustände auf dem Land schönzu-

reden. Die Predigten des Pastors seien wohl zweckmäßig, die Bauern zu lehren, alles geduldig zu ertragen: „Schwerlich aber werden sie den hier angeführten Qualen abhelfen.[25] Und ebenso bitter-sarkastisch fährt er fort:

Ich vermuthe nicht, daß er auch Predigten herausgeben wird, worin er die natürlichen Rechte des Landmanns, als Natur, vertheidigen und das Harte seines Zustandes denen, welchen es zu wißen nötig ist, ans Herz legen, und sie ansehnlichen Güter-Besitzern dedizieren wird. Ich zweifle auch, daß durch neue Gesetze die patria potestas des Bauern gegen den Feldwebel, Capitain, und Major des Cantons [welche die Soldaten auf dem Land rekrutierten] in Schutz genommen werden mögte, und unter allen juristischen Compendiis mag wohl das Compendium juris naturae des Bauern, das kleinste seyn.[26]

Aber eben das tut nun Moehsen: er verteidigt die natürlichen Rechte der Bauern gegen die preußische Gutsherrschaft und gegen die gnadenlose Rekrutierung der Bauernsöhne ins preußische Heer. Dieser emotionale Ausbruch enthält eine klare Ansage an die Staatsdiener in der *Mittwochsgesellschaft*, die Juristen, eine solche Verbesserung des Rechts anschieben zu helfen, und die auf den Gütern herrschende Rechtsprechung durch den Gutsbesitzer durch allgemeines Recht zu ersetzen. Noch einmal unterstreicht er die Dringlichkeit:

Mir als Arzt kommt der Bauer in diesem Falle vor, als einer, der eine schmerzhafte Spanische Fliege auf dem Buckel hat, die aber zum Besten des Ganzen aufgehalten werden muß; man lindert die Schmerzen und sucht sie wenigstens erträglich zu machen, im übrigen bleibt es nach wir vor bei dem Zug-Pflaster.[27]

Bevor er schließlich auf den eigentlichen Zweck seiner Vorlesung, seine Empfehlung zur Schaffung neuer Volksbücher zu sprechen kommt, kann Moehsen sich nicht versagen, noch einen sarkastischen Seitenhieb auf die königliche Verordnung zu setzen, die Invaliden der königlichen Armee zu Lehrern an den preußischen Dorfschulen machte. Er erklärt die in jenen Jahren oft vorgetragenen Warnungen der Gutsherren, Amtleute, Pächter, Land- und Steuerräte vor zu viel Aufklärung allein aufgrund dieser Verordnung für gänzlich unbegründet, da es unmöglich sei, dass der Bauer durch diese Schulen zu aufgeklärt werden und so seine Bedrückung mehr empfinden könnte.[28] Die Volksschulen des aufgeklärten Königs trugen nichts zur Aufklärung des Volkes bei.

Dann erst kommt Moehsen auf die Volksbücher zu sprechen, die, wenn man sonst nichts ändern kann, neben einem verbesserten Religionsunterricht ein Mittel zur Volksaufklärung sein könnten. Er macht den konkreten Vorschlag, das Buch über das Schicksal Hans Clauers zur Grundlage eines neuen Volksbuches zu machen,[29] da es sich großer Beliebtheit erfreue.[30]

Die schriftliche Diskussion von Moehsens Vorlesung in der *Mittwochsgesellschaft*

Wie immer wurde die Vorlesung nicht nur mündlich besprochen, sondern auch in schriftlichen Voten unter der ihnen zugeteilten Nummer kommentiert. Abgesehen davon, dass besonders die Theologen das vorgeschlagene Volksbuch nicht für eine geeignete Literatur zur Aufklärung des Bauern ansahen, wie aus ihren Voten hervorgeht (Nr. XII, XIII, XV, XVI),[31] gehen nur wenige Mitglieder näher auf Moehsens dramatische Schilderung und Kritik der Situation der Bauern in der Mark Brandenburg ein, vermutlich nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus beschämter Hilflosigkeit. Für Nr. XVI jedoch ist „der Zustand der Bauern in hiesigen Landen in Vergleichung" mit anderen „bei weitem nicht der schlechteste" und er hält es für möglich, dass ein gutes Volksbuch den Bauern mit seiner Lage zufriedener machen könnte.[32]

Nr. XIV und Nr. XXI reagierten jedoch mit großer Betroffenheit. Nr. XIV hält das Mittel eines Volksbuches für gänzlich unzureichend, dadurch den Bauern mit seinem Schicksal zufriedener zu machen oder ihn zu überzeugen, dass dieses Schicksal gerecht sei, zum Besten eines Ganzen. Er hält jede Täuschung für schädlich. Es scheint sich hier um den Autor der oben erwähnten Marginalie zu handeln. Nr. XXI aber schreibt: „Ich muß frei gestehen, die schreckliche Schilderung, welche der Herr Verf. des Aufsatzes von dem *Zustande unserer Bauern* macht, und wie es scheint, als ein aufmerksamer selbst beobachtender Augenzeuge macht, ist mir so sehr aufs Herz gefallen, daß ich es für eine der schönsten Pflichten unserer Gesellschaft halte, etwas dagegen zu thun. Es ist sehr gut, wenn die höhern Stände die niedere Volksklasse aufrichten wollten; noch besser, und eigentlich allein nützlich ist es aber doch, wenn man sie *erleichtert*."[33] Und er fragt die Mitglieder: „Warum sollte eine genaue menschenfreundliche Schilderung des Zustandes unsrer Bauern nicht können gedrukt werden?" Da Nr. XVI eingewendet habe, dass der Zustand der Bauern in Preußen nicht ganz so schlecht sei, verglichen mit anderen Gegenden, schlägt Nr. XXI vor, dass Moehsen eine Veröffentlichung zusammen mit zwei anderen Mitgliedern – Nr. XVI, und Nr. IV – vorbereiten sollte, und daß sie alle „ihre Kenntnis von Bauern zusammentrügen, um ein ungetrübtes wahres Bild davon zu entwerfen! Meine Bitte wäre, daß Nr. XI (Moehsen) mit seinem etwas scharfen Pinsel die ersten Striche dazu entwürfe, und die anderen Herren alsdann die andre Seite des Gemäldes zeigten. Könnte die Publicität von Berlin besser genuzt werden, als zur Bekantmachung eines solchen Gemäldes, durch öffentlichen Druck!"[34] Moehsens Bericht ist diesem Mitglied ganz offenbar zu scharf, aber immerhin fordert auch er die Veröffentlichung. Nr. I aber will sogar die höheren Stände aufmuntern, das Schicksal der Bauern mehr als bisher geschehen, zu erleichtern. Dazu sei es notwendig, die Aufklärung der höheren Stände zu betreiben und ihre Vorurteile zu bekämpfen, wonach

1. man das Beste des Ganzen befördere, in dem zwei Drittel dem einen unterworfen seien,
2. der Bauer bloß physische Bedürfnisse habe, und den Druck nicht fühle, und
3. der Druck den höheren Ständen vorteilhaft sei.

Da dazu vor allem eine wahre Schilderung des Zustands notwendig sei, würde er sich sehr freuen, wenn Moehsen selbst das übernähme ohne besänftigende Ko-Autoren.[35] Auch Zöllner, der sein Votum am 17. November 1791 abgibt, und mit seinem Klarnamen zeichnet, spricht sich für eine Veröffentlichung zur Lage der preußischen Bauern aus.[36]

Es ist schade, dass wir trotz einiger auf uns gekommenen Listen nicht exakt wissen, auf welche Mitglieder die einzelnen Nummern verweisen. Aber aus der Diskussion von Moehsens Vorlesung, die sich über fast ein Jahr erstreckt, geht hervor, wie scharf seine Kritik am preußischen Staat schon seinen geheimen „Freunden der Aufklärung" erschien. Eine Veröffentlichung dieser Vorlesung in der *Berlinischen Monatsschrift* ist denn auch unterblieben.

Schluss

Aber er fand gemeinsam mit den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift einen Weg, zwar nicht diese Vorlesung, aber doch andere ebenso kritische zu veröffentlichen. Seit 1784 veröffentlichte diese Zeitschrift angeblich aus Wien an sie gerichtete Briefe von Xaverus Grossinger, die aber von Moehsen geschrieben und als Vorlesung in der Mittwochsgesellschaft gehalten worden waren.[37] Der erste dieser Briefe setzte sich sehr kenntnisreich und sehr kritisch mit der Organisation der Berlinischen Stadtreinigung auseinander, die Folgen für die allgemeine Hygiene und die Gesundheit der Bürger aufzeigend. Die Berlinische Hygienepolitik in betreff der Straßenreinigung stehe weit unter der Wiens. Am Ende dieses Aufsatzes stehen die Sterbelisten Berlins aus dem Jahr 1783, nach den Todesursachen geordnet als Beleg.[38] Diesem Aufsatz wurde eine „Eingabe an das Obersanitätskollegium in Berlin von einem Mitgliede desselben", unzweifelhaft von Moehsen selbst, hinzugefügt, und damit der Öffentlichkeit übergeben. Diese „Eingabe" gibt alle Argumente für die Notwendigkeit einer Verbesserung der Situation an die Hand und zeigt an drastischen Beispielen die Dringlichkeit des Schutzes der Gesundheit der Bürger. In seinem Schreiben an Gedike, einem der Herausgeber der *Berlinischen Monatsschrift*, das im Manuskript überliefert ist,

Grab J. C. W. Moehsens auf dem Friedhof I der Jerusalems- und Neuen Kirchengemeinde in Berlin, Abt. 3/1, in unmittelbarer Nähe zum Friedhofseingang Zossener Straße. Foto: Manfred Uhlitz, Februar 2022

erklärt Moehsen ausdrücklich, dass er diese verfremdende Form der Veröffentlichung vorschlage, weil es eine sehr „kitzliche Sache" sei, die Vorurteile „der Großen" zu reizen.[39] Auch erschien mindestens die bereits angeführte, sehr kritische Vorlesung von Moehsen zur Lage der preußischen Soldaten und ihrer hohen Selbsttötungsrate, gehalten in der Mittwochsgesellschaft am 7. Februar 1787,[40] anonym in der Berlinischen Monatsschrift.[41]

Mit seiner Veröffentlichungspraxis führt Moehsen die Unzulänglichkeit des Kantschen Vorschlags vor Augen, wonach ein staatlicher Beamter zwar im Amt seine Meinungen den durch den Herrscher geltenden Auffassungen unterordnen und ihnen gemäß handeln muss, aber als Privatperson seine Kritik frei und öffentlich vortragen dürfe.[42] Er konnte es nicht wagen, auch nicht als Privatmann in öffentlichen Schriften, und hielt es auch nicht für produktiv, unter seinem Namen Kritik, schon gar nicht scharfe Kritik an der Berlinischen oder preußischen Obrigkeit zu üben. Dennoch fand er Wege, seine kritischen Auffassungen in den öffentlichen Diskurs einzubringen und so an der Aufklärung der oberen wie der niederen Stände zu wirken.

Professor Dr. Ursula Goldenbaum
Mail: ugolden@emory.edu

Anmerkungen

1 Die Vorlesung dazu ist vor einigen Jahre veröffentlicht worden: Johann Karl Wilhelm Moehsen, *Betrachtungen über die Berlinischen Selbstmörder unter den Soldaten*, hg. von Hans-Uwe Lammel, Wehrhahn: Hannover 2004, S. 7–28. Die Vorlesung ist in überarbeiteter und in ihrer Sozialkritik abgeschwächter Form, ohne Nennung des Autors, in der *Berlinischen Monatsschrift* (12 (1788), S. 200-232) veröffentlicht worden.

2 So verfasste Moehsen *Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzneiwissenschaft, von den ältesten Zeiten an bis zum sechzehnten Jahrhundert* (Decker: Berlin 1781), und *Beschreibung einer Berlinischen Medaillen-Sammlung, die vorzüglich aus Gedächtnis-Münzen berühmter Ärzte bestehet, in welcher verschiedene Abhandlungen zur Erklärung der alten und neuen Münzwissenschaft […] eingerückt sind* (Decker: Berlin 1773/81).

3 Zu einer recht aktuellen Bibliographie der Literatur zur Mittwochsgesellschaft siehe Lammel (wie Anm. 1 oben), S. 57-58, Fußnote 9.

4 Siehe Ursula Goldenbaum, „Der ‚Berolinismus': Die preußische Hauptstadt als Zentrum geistiger Kommunikation in Deutschland", in: *Aufklärung in Berlin*, hg. von Wolfgang Förster, Akademie-Verlag: Berlin 1989, S. 339-362, hier bes. S. 360–362.

5 Ms. Boruss. fol. 443, Bl. 314r.

6 Ludwig Keller, „Die Berliner Mittwochs-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Geistesentwicklung Preussens am Ausgang des 18. Jahrhunders", in: *Monatshefte der Comenius-Gesellschaft* 5 (1896), S.67-94, hier S. 75. Die Anmerkungen zu der von Keller herausgegebenen Vorlesung stammen von Heinrich Meisner (Keller, S.73, Anm. 1)

7 Ebd., S. 75-76.

8 Ms. Boruss. fol. 443, Bl. 1.

9 J. H. L. Meierotto, Beitrag zur Geschichte Herrn Johann Carl Möhsen als Schriftstellers, Decker: Berlin 1755.

10 Ebd., S. 5.

11 Ebd., S. 12.

12 Ms. Boruss. fol. 443, Bl. 149–156.

13 Ebd., Bl. 149v. Moehsen verweist auf einen Artikel im *Deutschen Merkur* Nr. 8, 1785, S. 108ff.

14 Ms. Boruss. 443, Bl. 149r.

15 Ms. Boruss. 443, Bl. 149v.

16 Hier hat jemand anders als Moehsen an den Rand des Manuskripts geschrieben: „Dieser Äußerung kann ich nicht beistimmen. Denn unmöglich kann es zum Nutzen des Ganzen zureichen, zwei Drittel derselben in einen so unerträglichen Druck zu halten." (ebd., Bl. 149v)

17 Ms. Boruss. 443, Bl. 149r–149v.

18 Ms. Boruss. 443, Bl. 150v

19 Ms. Boruss. 443, Bl. 151r.

20 Ms. Boruss. 443, Bl. 151r–151v.

21 Ms. Boruss. 443, Bl. 151v.

22 Christian Ludewig Hahnzog, *Patriotische Predigten oder Predigten zur Beförderung der Vaterlandsliebe für die Landleute in den preussischen Staaten*, Welschleben bey Magdeburg 1786.

23 Ms. Boruss. 443, Bl. 158r.

24 Christian Ludewig Hahnzog, *Predigten wider den Aberglauben der Landleute*, Magdeburg: Scheidhauer 1884.

25 Ms. Boruss. 443, Bl. 151v–152r.

26 Ms. Boruss. 443, Bl. 152r.

27 Ms. Boruss. 443, Bl. 152r.

28 Ms. Boruss. 443, Bl. 152v.

29 *Hans Clawerts werckliche Historien, vor niemals in Druck ausgegangen, kurtzweilig und sehr lustig zu lesen*, hg. von Bartholomäus Krüger, Voltz: Berlin 1587.

30 Ms. Boruss. 443, Bl. 152v–156r.

31 Ms. Boruss. 443, Bl. 156v.

32 Ms. Boruss. 443, Bl. 157r.
33 Ms. Boruss. 443, Bl. 158r.
34 Ms. Boruss. 443, Bl. 158r–158v.
35 Ms. Boruss. 443, Bl. 158v.
36 Ms. Boruss. 443, Bl. 159r.
37 Siehe Keller, S. 76, sowie auch Keller, S. 76, Fußnote 1.
38 *Berlinische Monatsschrift* 2 (1784), S. 201-223; die angefügte „Eingabe an das Obersanitätskollegium in Berlin von einem Mitgliede desselben" findet sich S. 223-231, und stammt von Moehsen selbst.
39 Ms. Boruss. 443, Bl. 139.
40 Ms. Boruss. 443, Bl. 98r–111v.
41 Siehe Anm. 1 oben.
42 Immanuel Kant, „Beantwortung der Frage, was heißt Aufklärung", in: *Berlinische Monatsschrift* 1 (1783), S. 516ff.

Vereinsmitglieder schreiben Geschichte!

„Bekleidungsmode" 1947/48
Briefe an Onkel Otto nach Chicago, 5. Folge
Von Otto Uhlitz (1923–1987)[1]

Spreeau, den 30. August 1947

Lieber Onkel, liebe Tante!
… Auf Euer Care-Paket freue ich mich natürlich sehr und ich weiß nicht, wie ich mich dafür bei Euch bedanken soll. Das „Wool-Package" ist für mich eine ganz außerordentliche Hilfe. Ich habe in der Tat nicht einen Anzug. Zur Zeit trage ich einen vor 8 Jahren gekauften Anzug, den ich im vergangenen Jahr vom Schneider habe umwenden lassen, so dass die linke Seite jetzt oben ist. Dadurch sah er bald wie neu aus, nur dass die Brusttasche jetzt auf der rechten Seite anstatt auf der linken Seite des Anzuges sich befindet. Das Gesäß der Hose musste natürlich auch schon geflickt werden. Erst in der letzten Woche merkte ich, dass es schon wieder mürbe geworden ist. Noch rechtzeitig konnte ich das Loch bemerken, beinahe wäre ich damit nach Berlin gefahren. Alles andere, was ich habe, ist auch schon geflickt. Einige Jacken habe ich beim Einmarsch der Russen im Wald gefunden. Auch die habe ich umwenden lassen. An Hosen habe ich dann nur noch eine „Knickebockerhose", die auch schon an allen Ecken und Enden geflickt ist und eine alte Frackhose aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg mit ganz engen Hosenbeinen. Nach Berlin kann ich die kaum anziehen, da ich in ihr etwas lächerlich wirke. Das Paket mit dem Anzugstoff ist also für mich eine ganz große Hilfe und ihr könnt Euch einfach nicht

Berlin im Juni 1947, Mohrrübenausgabe an Studenten der Universität, Foto: Otto Donath. Bundesarchiv, Bild 183-M1203-345

vorstellen, welche Freude Ihr mir damit bereitet habt. Es ist ungefähr so, wie wenn früher jemand eine Villa geschenkt bekommen hat. Wenn Du noch meine Schuhsorgen beheben könntest, also dann weiß ich wirklich nicht mehr, was ich sagen soll. Diese Freude wäre überhaupt nicht auszudenken. Leider rechnet Ihr nun mit Zoll und wir mit Zentimetern und ich muss eingestehen, dass ich nicht weiß, wie das Verhältnis zwischen diesen beiden Größenmaßen ist. Das habe ich in der Schule entweder nie gelernt oder aber wieder vergessen. Ich habe daher die Länge meines Fußes im Strumpf und die Breite im Strumpf am Rande dieses Blattes aufgezeichnet. Lang ist der bestrumpfte Fuß 28 cm und 3 mm, breit ist er 11 cm. Das Zollmaß musst Du also schon hier am Rande abmessen. Die Größe des Fußes meines Bruders ist am Rande der nächsten Blattseite aufgezeichnet. Ich selbst bin sehr dünn und schlank gebaut, dafür aber 1,82 cm groß. Ich werde mich sofort irgendwo nach dem Zollmaß erkundigen. …

24.4.1948[2]

Lieber Onkel, liebe Tante!
Heute komme ich endlich dazu, mich für Euren lieben Brief vom 31. März zu bedanken, den ich schon am 10 April erhalten habe. In der vergangenen Woche kam nun auch Euer liebes Paket vom 5. März, das 6 Wochen unterwegs war, also nicht viel länger als die gewöhnlichen Briefe. Ich kann mich also auch gleichzeitig dafür bedanken. … Ihr habt uns damit eine große Freude bereitet. Das eine Paar Schuhe passt mir wirklich großartig. Meine Schuhe dürfen gar nicht anders sein! Sie sind schön weit, so dass ich bequem im Winter 2 Paar Strümpfe anziehen kann. Aber auch jetzt, mit 1 Paar Strümpfen, tragen sie sich wundervoll. Ich habe mich wirklich sehr darüber gefreut. Das war das wichtigste und dringendste, was ich benötigte! Meine alten Schuhe sind viel zu eng und es war mir unmöglich, im Winter dicke Wollsocken, geschweige denn 2 Paar Strümpfe in ihnen anzuziehen. Ich musste im Winter, als es kalt war, mit Halbschuhen gehen und da kam der Schnee von oben rein. Das war wirklich ein herrliches Geschenk für mich und ich bin Euch dafür so dankbar. Das andere Paar Schuhe passt mit einem Paar Strümpfe auch. Es passt aber auch meinem Bruder und er hat sie nun bekommen. Er benötigt Schuhe genauso dringend wie ich. Obwohl er zehn Jahre jünger ist als ich, passen meine Sachen ihm schon. Das ist einfach erstaunlich. Er hat zwar bei weitem nicht meine Größe, ist aber viel stärker gebaut. Er hat jedenfalls jetzt schon Hände von meinem Format und hinter seinem Rücken kann ich mich auch bald verstecken. Ich bin mächtig in die Höhe geschossen, dabei aber sehr dünn und schlank geblieben. Das Sporthemd mit den langen Ärmeln passt übrigens genau für meine Figur, für meine Breite und für meine Schultergröße. Das ist wirklich verblüffend. Da das andere mit den kurzen Ärmeln aber größer ist und ich schließlich doch noch der Größere bin, habe ich dieses und mein Bruder das mit den langen Ärmeln bekommen. Bei meinem Hemd hängen die Schultern etwas und in die Kragenweite passen zwei von meiner Sorte rein. Aber das macht nichts, denn das kann ja mit Leichtigkeit abgeändert werden.

Der dunkelblaue Rock und die dazugehörige dunkelblaue Bluse passt der Gerda[3] wie nach Maß. Nur die Ärmel müssen etwas länger gemacht oder aber kurz bzw. halblang getragen werden. Die bunte Bluse passt Gerda, als ob sie für sie gekauft wäre. Das blau-weiß gestreifte Kleid und das rote Kleid sind sowohl für Mama als auch für Gerda zu groß. Die Frauen sind aber schon am Abändern. Ich glaube aber, sie haben sich noch nicht geeinigt, wer dieses und wer jenes Kleid bekommt. Die schwarze Hausjacke trägt Mama. Das Trikot hat sie für den Winter zurückgelegt, dann werde ich es wahrscheinlich bekommen, da es meine Größe hat (jedenfalls die Länge!). Die Damenschuhe hätte ich bald ganz vergessen. Der Halbschuh ist einfach fabelhaft und die[4] Größe aller drei Frauen.[5] Für Mama ist die Spitze etwas zu schmal. Das kann der Schumacher aber mit Leichtigkeit ausweiten. Für Gerda könnte er vielleicht eine Nummer kleiner sein. Sie kann ihn aber auch so tragen. Der Christa allerdings passt er wirklich wie nach Maß, ohne alle Beschwerden. Ob nun Gerda, oder ob Mama den Schuh bekommt, darüber besteht noch keine Einigung, da beide

ihn dringend gebrauchen können. Gerda natürlich mehr als Mama, da Mama überhaupt nicht weggeht und er für Stall und Hof zu schade ist. Der kleine Schuh ist allerdings viel zu niedlich. Er stellt aber ein schönes Objekt dar, um sich in Berlin hierfür andere Schuhe einzutauschen. Er passt auch der Käthe und Emma[6] nicht, die ja noch viel stärker gebaut sind als Gerda und Mama.

Die Seife kam uns wirklich wie gerufen. Seife, Seifenpulver usw. ist hier sehr knapp. Ich bekomme in Berlin monatlich ein Stück einigermaßen brauchbare Seife. Hier draußen aber gibt es Seife, die diesen Ausdruck überhaupt nicht verdient und einfach zu nichts zu gebrauchen ist: Statt Schaum erzeugt sie eine tonige Schmiere. Die Nähnadeln und das Garn bedeuten für uns ein sehr brauchbares und dringend benötigtes Geschenk, ebenso wie die 1 000 Tabletten Sacharin. Alles in allem: Es ist erstaunlich mit wieviel Geschick Du diese Sachen ausgewählt hast. Es passt doch bald alles wie nach Maß, so dass kaum etwas geändert zu werden braucht.

Die Christa, die von ihrer Tante aus New York auch einige Pakete bekommen hat, hatte weniger Glück, da die Sachen zu unpassend waren. Und dann vor allen Dingen, die anderen kleinen Dinge wie Nadeln, Garn, Seife usw. haben ebenso wie der Süßstoff einen ungeheuren Wert und sind hier sehr knapp. Du hast also gerade die Dinge, die wir am nötigsten brauchen, ausgesucht. Christas Tante kann sich offensichtlich gar nicht vorstellen, dass so etwas wie Nadeln und Garn usw. hier knapp ist, stattdessen hat sie den feinsten Gesichtspuder, Parfüm u. ä. gesandt, also Dinge, die meines Erachtens nicht so lebensnotwendig sind und die man aus diesem Grunde, weil sie nicht verknappt sind, auch hier bekommt, wenn auch nicht in dieser Güte. Neulich hat Christa einen ganzen Karton Sämereien bekommen. Ihre Tante, die wohl 75 Jahre alt ist, schreibt, dass sie als kleines Kind mit ihrem Großvater lange Zeit von Indianern auf einer Farm eingeschlossen war und da hätte ihre Mutter jedes Stückchen Land besät, so dass sie nicht zu verhungern brauchten. Das sollte Christa auch tun und dann würde sie ebenfalls nicht verhungern. Ich bin ja gespannt, ob der Samen hier überhaupt aufgeht? …

Es ist schon ½ 12. Ich muss nun schlafen gehen, denn morgen früh muss ich wieder nach Berlin. Montags/Dienstags und Donnerstags/Freitags bin ich immer in Berlin.

Seid nochmals recht herzlich von uns allen gedankt. Wir wünschen Euch beiden recht gute Gesundheit. Ich schreibe bald wieder. Bis dahin bin ich mit besten Grüßen – Euer Otto

Spreeau, den 15. Mai 1948

Lieber Onkel, liebe Tante!
Voller Dankbarkeit kann ich Euch davon Mitteilung machen, dass auch das zweite Paket angekommen ist. Ihr werdet Euch sicherlich gar nicht meine Freude über die schönen und wertvollen Sachen vorstellen können. Es sind einfach keine Worte, um meine Dankbarkeit auszudrücken. …

Der blaue Anzug ist ja aus einem fabelhaften Stoff. So etwas gibt es hier überhaupt nicht. Die Länge passt. In der Weite ist er natürlich überaus reichlich. Ich habe ihn aber schon zum Schneider gebracht. Der wird ihn schon passend machen. Es ist schön, dass Du gleichzeitig Zwirn beigelegt hast. Heutzutage sind die Schneider nämlich mächtig teuer, weil sie – wie sie sagen – den Zwirn und die anderen Zutaten auch teuer einkaufen müssen. Wenn ich aber selbst Zwirn mitbringe, dann können sie ja nur den üblichen Arbeitslohn verlangen. Es würde mich interessieren, was das überhaupt für ein Stoff ist? Der Schneider weiß es nämlich auch nicht genau. Er schätzt den Wert des Anzugs (unter der Voraussetzung, dass man so etwas überhaupt irgendwo von privater Seite kaufen kann) auf 5 000,-- Mark. Das ist natürlich ein Schwarzmarktpreis. Aber wie ich wohl schon geschrieben habe, Kleidungsstücke wurden in den letzten drei Jahren überhaupt nicht mehr zugeteilt, auch nicht auf Bezugsschein. Solche Qualität wird man außerdem in Deutschland auch in den nächsten Jahren nirgends bekommen. Wie ich hörte, bekommen neuerdings die Arbeiter in den Fabriken von der „Gewerkschaft“ hin und wieder Kleidungsstücke. Auch die „Bauernvereinigung“ wird damit bedacht. So hat Anfang dieses Monats die „Bauernvereinigung“ von Spreeau (hier ist jeder erfasst und

organisiert) sogar einen Anzug bekommen. Mama hat aus dieser Zuteilung ein Paar Handschuhe bekommen. Die Qualität des Anzugs war natürlich der Zeit entsprechend. So etwas hätte man früher gar nicht angezogen, aber die Leute müssen zufrieden sein, überhaupt etwas zu bekommen. Wer nun nicht „gewerkschaftlich“ organisiert ist, für den bestehen – wenn diese Zuteilungsmethoden beibehalten werden – keinerlei Aussichten, mal irgendetwas zu bekommen. Ich freue mich jedenfalls riesig, neben einem guten Straßenanzug (aus dem Care-Paket) nun auch einen guten Ausgehanzug zu haben mit dem man sich überall sehen lassen kann. So etwas habe ich in meinem Leben noch nie besessen. Und doch ist es für mich wichtig, anständig gekleidet zu sein, da ich dauernd in Berlin mit Leuten zusammenkomme und verkehren muss, die von früher her noch einigermaßen eingedeckt sind und zum Teil auch heute noch diese Friedensware anziehen. Aber im allgemeinen ist infolge des Bombenkrieges und der Ereignisse des Mai 1945 die Lage doch so, dass solch ein guter Anzug schon im Rahmen des Straßenbilds herausfällt, d.h. auffällt. Hier draußen wird wohl kaum jemand noch einen anständigen Anzug von Friedensqualität haben, es sein denn er war sehr gut versteckt und vergraben. Die Wäsche usw. die wir für Wert hielten, dass sie vergraben wird, ist natürlich auch gefunden worden. Nur die Kiste mit meinen wertvollsten Büchern ist unversehrt geblieben. Ich denke, dass man irgendwie mit Wünschelruten vorgegangen ist, denn in der Wäscheliste war noch ein Silberbesteck und deshalb hat man sie entdeckt. Ich möchte Dich herzliche bitten, Deinem Freund für den schönen Anzug meinen besten Dank zu sagen.

Bei dem grauen Jackett haben wir lange überlegt, ob es neu oder gebraucht ist. So tadellos erhalten ist es noch. Es ist unvorstellbar, dass Du den grauen Anzug so lange getragen hast und dass er so billig war. Wie der Schneider sagte, ist auch er von für unsere Begriffe erstklassiger Qualität und es ist gar nicht daran zu denken, dass man in Deutschland in den nächsten Jahren so etwas kaufen kann. Das Jackett passt übrigens mir, nur die Ärmel müssen etwas länger gemacht werden. Die beiden Hosen sind leider für mich zu kurz. Sie würden passen, wenn alles, was unten noch eingeschlagen ist, herausgelassen und außerdem auf einen Aufschlag verzichtet wird. Jedenfalls hat mein Bruder die eine Hose bekommen. Das graue Jackett habe ich genommen, denn es wäre schade, wenn es jetzt für ihn abgeändert wird und er in einem halben Jahr schon wieder herausgewachsen ist, während es mir so passt, dass außer den Ärmeln nichts abgeändert zu werden braucht. Wie ich das mit der Hose mache, weiß ich noch nicht genau. Ob ich sie ohne Aufschlag trage, oder etwas Stoff von der Weste nehmen? Jedenfalls haben wir uns auch über diesen Anzug sehr gefreut. Ich kann ihn fabelhaft für Berlin gebrauchen. Für Spreeau und für die Landarbeit sind die Sachen natürlich viel zu schade.

Und nun zu den Schuhen. Die schwarzen Schuhe passen meinem Bruder wirklich wie nach Maß. Die braunen sind etwas zu groß für ihn. Aber sie passen mit einem Paar Sommerstrümpfen sogar mir. Etwas eng, besonders an der Spitze sind sie ja. Ich denke aber, wenn sie der Schuster eine Weile auf den Leisten spannt und ausweitet, dann werde auch ich sie noch ohne Beschwerden tragen können. Gebrauchen kann ich sie natürlich sehr dringend, denn mit meinen Halbschuhen aus der Kriegszeit ist wirklich nicht mehr viel los. … Das Kleid passt Mama, so dass es überhaupt nicht abgeändert zu werden braucht. Sie lässt sich recht herzlich dafür bedanken. … Die Weste (Bluse) hat Gerda bekommen, ebenso den Traubenzucker, der für sie so ungeheuer wichtig ist. Wie kommt es denn eigentlich, dass die Büchse eine deutsche Beschriftung hat? Heißt Traubenzucker bei Euch auch „Traubenzucker“? Ganz fabelhaft fanden wir es, dass Du Fahrradflickzeug beigelegt hast. Es ist erstaunlich, wie genau Du weißt, was uns fehlt und was wir gebrauchen können. Bei der schlechten Fahrradbereifung, die wir haben, ist es ungeheuer wichtig, dass man gutes Fahrradflickzeug hat. Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich über den Klebstoff, den es hier zu kaufen gibt, schon geärgert habe. Als Flicken habe ich bisher immer einen alten Fahrradschlauch benutzt, aus dem ich Stücken herausgeschnitten habe. Ich denke, dass ich jetzt keinen Ärger mit dem Fahrradflicken mehr habe. Und dann vor allen Dingen die Rasierseife. Das Rasieren macht

noch einmal so viel Spaß, wenn man vernünftige Rasierseife hat, die tüchtig Schaum macht. Sehr gefreut habe ich mich auch über die Rasierklingen. … Es ist furchtbar, wenn man sich mit schlechter Seife und schlechten Klingen, die man schon mehrmals hat schleifen lassen, rasieren muss und sich fortwährend das Gesicht verletzt. Alles in allem: Es waren alles für uns nützliche Dinge, die Du gesandt hast und ich kann nur sagen: Hab vielen herzlichen Dank für all Deine Liebe und Güte. … – Euer Otto

Berlin 1948, Menschen in einer Einkaufsstraße, rechts Optiker Postleb, Fotograf unbekannt. Bundesarchiv, Bild 183-1998-0109-513

Spreeau, den 20.6.1948[7]

Lieber Onkel, liebe Tante!

Am 15. Juni, genau 4 Wochen nach Eingang Eures zweiten Paketes, habe ich nun auch das dritte Paket erhalten, wofür wir uns alle recht herzlichst bedanken. … Der Übermantel passt mir so ziemlich. Er muss nur ein klein wenig enger und die Ärmel ein wenig länger gemacht werden. Das Jackett (suit coat) passt fast genau. Es ist meines Erachtens nur nötig, die Knöpfe etwas zu versetzen. Die beiden Hüte sind sehr fesch und kleiden Gerda fabelhaft. Ebenso passen die Kleider, bluse und Röcke der Gerda bald wie nach Maaß. Es sind nur ganz geringfügige Abänderungen (längere Ärmel) nötig. Sie hat sich sehr darüber gefreut. Die Schuhe werden ebenfalls dringend von uns benötigt. Die Militärstiefel hat sich mein Bruder genommen, da sie für die Landarbeit wie geschaffen sind. Ich glaubte, dass sie für ihn viel zu groß wären. Er behauptet aber, dass sie gerade richtig sind. Die schwarzen Schuhe habe ich genommen. Sie passen mir mit einem Paar Strümpfen sehr bequem und ich habe sie schon Donnerstag/Freitag angehabt. Es läuft sich fabelhaft in ihnen, schön leicht sind sie auch. So etwas hat mir in der Tat sehr gefehlt. Ich habe von früher her zwei Paar halbe Schuhe. Die Ledersohlen sind schon lange abgelaufen, so dass ich irgendwelchen Ersatzstoff habe draufschustern lassen. Leider Gottes werden die Sohlen hier nicht mehr angenäht, sondern mit kleinen Nägeln angeschlagen. Das hält alles nicht dicht. Wenn man einen Tag in den Schuhen geht, dann hat man ganz schmutzige Füße und die Strümpfe leiden auch sehr darunter. In dem einen Paar Schuhe habe ich regelmäßig ein Loch im Strumpf, wenn ich einen Tag mit ihnen gegangen bin. So erging es mir neulich sogar mit dem einen Paar der schönen neuen Strümpfe, die Du geschickt hattest (und die ich sehr dringend gebrauchen konnte!). Ich habe mich furchtbar darüber geärgert. Jedenfalls sind die schwarzen Schuhe für mich passend und ich kann endlich ein Paar vernünftiger Schuhe nach Berlin anziehen. Die weißen Schuhe sind vorne links beim linken Schuh etwas drückend. Fast an derselben Stelle wie auch die braunen Schuhe aus dem ersten Paket. Ich werde sie zum Ausspannen zum Schuster bringen. Leider habe ich die braunen Halbschuhe noch nicht zurückbekommen. Die Seife war uns ebenfalls sehr willkommen, ebenso die kleinen Päckchen in der Jackentasche.[8] Übrigens habe ich den grauen Anzug schon vor 14 Tagen vom Schneider zurückbekommen. Er hat ihn so abgeändert, dass er nun nach Maaß passt. Einmal habe ich ihn schon angehabt. Er sieht einfach fabelhaft aus. Die gelben Stellen am Kragen sind auch weg. Der Schneider hat nämlich oben den Stoff irgendwie umgedreht. Du würdest bestimmt staunen, wenn Du Deinen „billigsten Anzug“ wiedersehen würdest. Es ist eine wahre Freude und dann noch diese angenehme Farbe! Ich habe jedenfalls solchen schönen Anzug noch nie besessen. Die Abänderung hat 65,-- RM gekostet. Gestern habe ich auch den blauen Anzug abgeholt. Ich sollte ihn schon letzten Sonnabend bekommen. Da war er aber noch nicht ganz fertig. Ich könnte aber darauf warten. Das wollte ich auch nicht. Folglich habe ich mit dem Schneider verabredet, Montag zu kommen. Montag war er aber auf einmal auch noch nicht fertig. Und dabei sollte ich Sonnabend darauf warten! Mittwoch, dem nächsten Termin, war er auch noch nicht fertig. Das hatte alles seinen guten Grund, denn inzwischen hatten sich die Gerüchte um die kommende Währungsreform so verdichtet, dass mit ihrem Inkrafttreten jeden Tag zu rechnen war. Obwohl sie nur für Westdeutschland angekündigt war, wusste man doch nicht ganz genau, ob nicht vielleicht doch Ostdeutschland oder wenigstens Berlin einbezogen wird. Da wollte also der gute Schneider die Fertigstellung bis nach dem Inkrafttreten der Reform hinauszögern, um sich mit dem neuen Geld bezahlen zu lassen. Ich habe ihn aber darauf aufmerksam gemacht, dass er die Fertigstellung bis Mittwoch fest versprochen hatte und nach Nichterfüllung dieser Verpflichtung in Verzug geraten ist, was zur Folge hat, dass er für allen daraus entstehenden Schaden ersatzpflichtig ist.[9] Also bis Sonnabend hatte er es nun doch geschafft. … Der ist ein Prachtstück geworden. Der Schneider hat ihn völlig gewendet, da er doch viele Glanzstellen hatte. Er sieht nun wie neu aus. Der einzige Unterschied besteht nur darin, dass die Brusttasche nicht mehr links, sondern rechts ist. Das fällt aber gar nicht auf und sieht genauso schön aus, als ob sie links wäre. Zum Kunststopfer muss ich ihn aber doch noch bringen. Es mussten nämlich die Ärmel verlängert werden, dadurch ist der Ärmelumschlag etwas höher gerückt und da hat sich ein kleines Loch eingeschlichen. … Er passt wie nach Maaß, hat eine angenehme Farbe und ich bin voller Freude über solchen schönen Anzug, den ich für ganz besondere Gelegenheiten reservieren will. Voller Dankbarkeit bin ich für Dich und Deinen Freund für dieses herrliche Geschenk. Wenn er ihn jetzt sehen würde, dann würde er es vielleicht doch bereuen, ihn weggegeben zu haben. Die innere Seite des Stoffes ist jetzt außen. Der Anzug sieht wie eben gekauft aus. Ja, wenn Amerika nicht wäre! Die Hilfsbereitschaft ist einfach bewundernswürdig. Noch vor drei Jahren stand Deutschland mit Amerika im Kriege und heute rollen Pakete über Pakete nach Deutschland. Du hast einfach keine Vorstellung davon, welch ein Betrieb auf dem Paketpostamt war, auf dem ich das Paket abholen musste und alles kam aus Amerika. Man möchte fast glauben, dass jeder Deutsche Verwandte in Amerika hat. In Sieverslake wohnen 21 Familien, davon haben bereits 7 Pakete aus Amerika von irgendwelchen Verwandten oder Bekannten bekommen. Das ist doch ein ganz eindeutiges Beispiel. Meistens handelt es sich um ganz entfernte Verwandte, die gar nicht mehr deutsch sprechen können. … Herzliche Grüße von allen, Euer Otto

Nächste Folge: „Währungsreform und Blockade“

Anmerkungen

1 Bearbeitet von Manfred Uhlitz.
2 Auf den Tag genau acht Wochen vor dem Beginn der Luftbrücke am 24. Juni 1948.
3 Seine Schwester Gerda Uhlitz (1927–2020)
4 Unterstreichungen nach dem Original.
5 Die dritte (bisher noch nicht genannte) Frau ist seine Freundin und spätere Ehefrau Christa.
6 Kusinen
7 Der Brief wurde somit vier Tage vor Beginn der Blockade Berlins geschrieben. Der Briefschreiber ging davon aus, dass der Brief deswegen vermutlich nicht beim Empfänger ankommen würde. Im nächsten Brief v. 6.7.1948 gibt er daher eine Zusammenfassung seines letzten, oben wiedergegebenen Briefs: „Bislang ging die Auslandspost aus ganz Berlin über das Postamt NW 7 im russischen Sektor. Da ist es leicht möglich, dass dieser Brief noch heute dort liegt.“ Mit dem Beginn der Blockade ging die Post aus den Westsektoren mit dem Flugzeug nach Westdeutschland: „… jetzt braucht man wenigstens keine Angst mehr zu haben, dass der Russe die Briefe in die Hände bekommt.“
8 Päckchen Zigaretten zur Bezahlung des Schneiders.
9 Man merkt, dass der Briefschreiber in Berlin Jura studierte.

Hiram Kümper. Der Traum vom Ehrbaren Kaufmann – Die Deutschen und die Hanse, Berlin: Ullstein 2020, 541 Seiten, 45 Abbildungen, 28 €.

Dass Berlin Mitglied der Hanse war, dürfte bekannt sein. Es ist allerdings nicht aktenkundig, von wann genau der Beginn dieser Mitgliedschaft datiert. Wir wissen aber zweierlei: 1358 nahmen bevollmächtigte Vertreter von Berlin und Cölln am Hansetag in Lübeck teil und 1554 gilt Berlin wie einige andere Städte in Norddeutschland als „demembriert", also als aus der Hanse ausgeschieden. Wie kam es zu diesem merkwürdigen Gebilde, das 1358 in einem Lübecker Protokoll erstmals als *Dudesche Hense* bezeichnet wird? Wie hat sich diese Hanse entwickelt, wie hat sie funktioniert?

Hiram Kümper, Professor für Geschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, hat sich diesen Fragen angenommen und legt mit seinem Buch eine äußerst spannende Gesamtdarstellung vor, die einen weiten Bogen von den Anfängen bis in die Gegenwart schlägt. Dies mag seltsam anmuten, findet doch der letzte Hansetag bereits 1669 statt. Aber es gibt danach ein Erbe, ein bleibendes Bewusstsein für die Errungenschaften und Vorteile des Verbunds und im 19. Jahrhundert gar eine regelrechte Renaissance der Hanse.

Die Anfänge waren bescheiden. Es geht um den Handel zwischen der Stadt Soest und der Insel Gotland. Ende des 12. Jahrhunderts existierte bereits eine Gruppe von Kaufleuten, die regelmäßig die offensichtlich wohlhabende und handelstüchtige Ostsee-Insel bereiste. Einige ließen sich dort nieder und gründen um 1200 eine Gemeinschaft mit eigenem Siegel. Später entstand dort ein Ratsgremium aus Deutschen und Gotländern, deren Insel zur Zwischenstation auf dem Weg nach Nowgorod in Russland wurde. Zur gleichen Zeit boomte der Handel in Lübeck und in weiteren Städten der deutschen Ostseeküste. Auch das Rheinland, dort vor allem Köln, und Westfalen sowie die Hafenstädte Hamburg und Bremen gehörten zu diesen wirtschaftlich wachsenden Räumen, die nach und nach die gewaltige Ausdehnung des Handels unter dem Primat der Hanse ausbildeten, vom 13. Jahrhundert an von Deutschland über England, Dänemark, Norwegen und Schweden bis nach Russland. Die Hanse, im Ausland über Kontore präsent, entstand aus der Notwendigkeit, für Kaufleute und deren Handelspartner Sicherheit bei der Abwicklung der Geschäfte herzustellen. Zur Sicherheit gehörte aber nicht nur der Schutz vor Räubern und Piraten, sondern auch gesicherte Bedingungen für den Handel. Die Hanse ging schnell über die Bildung von reinen Fahrtgemeinschaften hinaus und erwarb sich in äußerst unsicheren Zeiten immer mehr Privilegien, die ihren Erfolg erst ermöglichten. Sicherheit bedeutet hier auch, sich gegen die Willkür und die Übergriffe vieler kleiner und größerer Stadt- und Landesherren behaupten zu können.

Neben der Schilderung der Zustände in einigen zentralen Standorten wie Nowgorod, London, Brügge und Bergen stellt Kümper die Frage nach der Eigenheit des hansischen Kaufmanns und dem Stellenwert des ‚Ehrbaren Kaufmanns' in der Gegenwart. Wie steht es damit heute? Der Vergleich mit der Vergangenheit der Hanse „als Netzwerk und Bündnis", so der Autor, ist in unseren krisengeschüttelten Zeiten sinnvoll und erhellend.

Thomas Knuth

Christian Walther, Des Kaisers Nachmieter – Das Berliner Schloss zwischen Revolution und Abriss, Berlin: vbb 2021, 184 Seiten, 151 Abbildungen, 25 €.

Welche Rolle das Berliner Schloss im Zeitraum zwischen der Abdankung des letzten deutschen Kaisers und der endgültigen Zerstörung 1951 im Berliner Stadtleben gespielt hat, ist heute nur noch den wenigsten Zeitgenossen bekannt. Christian Walter, Reporter der Berliner Abendschau und ehemaliger Vorsitzender des Journalistenverbandes Berlin-Brandenburg, ist dieser Frage nachgegangen und hat Erstaunliches zu Tage gefördert. Das gewaltige Gebäude von 192 Metern Länge und 116 Metern Breite, das zwei große Innenhöfe und hunderte von Räumen umfasste, war in diesen 33 Jahren viel weniger ein Haus der Monarchie, als man denkt. Bekannt ist vor allem von 1921 an die Nutzung als Schlossmuseum mit dem Kunstgewerbemuseum. Ergänzt wurden die großen Kunstausstellungen zwar von 1926 an durch eine Rekonstruktion der historischen Wohnräume der Hohenzollern, aber große Bereiche des Schlosses standen in der Zwischenkriegszeit auch anderen Nutzern zur Verfügung. Bekannte Mieter dieser Zeit waren beispielsweise die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (später Max-Planck-Gesellschaft), die Deutsche Kunstgemeinschaft oder auch ein Museum für Leibesübungen. Wie Christian Walter berichtet, gab es daneben noch weitere Einrichtungen, die zumindest vorübergehend ihren Sitz im Schloss hatten. Der Autor wählt einen anschaulicheren Weg: Anhand der Biographien von neun Personen, die manchmal nur kurz, manchmal auch viele Jahre ihren Arbeitsplatz im Schloss hatten, lässt er den Funktionswandel lebendig werden. Wir begegnen der Physikerin Lise Meitner (Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft), den Juristinnen Anne-Gudrun Meier-Scherling und Marguerite Wolff (Institut für ausländisches Recht und Völkerrecht), Ingrid Dybwad (Deutscher Akademischer Austauschdienst), Eugenie Schwarzwald (Leiterin der Gemeinschaftsküche), der liberalen Sozialpolitikerin Marie-Elisabeth Lüders (Einrichtung eines Studentenheims) und der Kunsthistorikerin Elisabeth Henschel-Simon (Reichskammer der Bildenden Künste). Die meisten der vorgestellten Damen waren jüdischen Glaubens, die Berlin nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten verlassen mussten. Die kulturelle Vielfalt fand deshalb nach 1933 auch im Schloss ein Ende. Immerhin wurde noch ein neues Museum eröffnet, das Museum der staatlichen Theater. Allerdings war 1937 bei der Eröffnung des Museums die deutsche Theatergeschichte schon längst ‚arisiert' worden. Der Beitrag jüdischer Künstler an der Berliner Theaterkultur wurde ignoriert. Der 3. Februar 1945 war der Anfang vom Ende, wenn auch das Schloss nach dem Bombenangriff und dem vier Tage währenden verheerenden Brand zwar gravierend beschädigt, aber bei Weitem nicht zerstört war. Im einigermaßen verschonten Westflügel, meist im *Weißen Saal*, konnten von 1945 bis 1949 wieder Ausstellungen zu verschiedenen Themen stattfinden. Vor den Sprengungen 1950/51 werden wir neben Hans Scharoun (damals Stadtrat für Bau- und Wohnungswesen und damit auch zuständig für die Schlösser) noch mit der Fotografin Eva Kemlein und der Kunsthistorikerin Margarete Kühn bekanntgemacht. Eine aufsehenerregende erste Ausstellung fand von August bis Oktober 1946 mit dem Titel *Berlin plant* statt. Hier wurde von Scharoun der *Kollektivplan* entwickelt, der großflächige Abrisse der Altbebauung (auch der unversehrten!) und durch ein Gitternetz breiter Straßen strukturierte Neubauareale vorsah. Zum Glück wurde dieser Plan nie Wirklichkeit! Eva Kemlein hatte den Auftrag, das Schloss vor der endgültigen Zerstörung mit Spezialkameras „komplett und maßstabsgetreu" zu dokumentieren. Immerhin stand die Möglichkeit eines späteren Wiederaufbaus immer noch im Raum. Ihr Auftrag unterlag strenger Geheimhaltung. Ihre Fotos blieben, anders als viele Originalteile des Schlosses, bis heute erhalten. Margarete Kühn, nach Kriegsende stellvertretende Direktorin der preußischen Schlösser, kämpfte schließlich bis zum Schluss mit aller Kraft für den Erhalt des Berliner Schlosses. Bekanntlich vergebens, denn der politische Wille der SED war spätestens nach dem 22. Juli 1950 endgültig auf Abriss festgelegt. Der Rest ist bekannt. Kühn, in ihrem Amt noch für ganz Berlin zuständig und im Westen lebend, konnte immerhin das Schloss Charlottenburg retten. Der Sprengung musste sie tatenlos zusehen.

Wer sich nicht daran stört, dass wir uns mit der teilweise sehr detaillierten Schilderung der Lebensläufe der Protagonisten oftmals weit vom Schloss und auch von Berlin entfernen, erfährt viel Neues von bisher unbekannten Persönlichkeiten und vom Schicksal des Berliner Schlosses. Lesenswert!

Lothar Semmel

Jörg Bremer und Arthur-Iren Martini (Text), Henning Keitel (Fotos): Kuchenoasen • Berliner Café-KulTour, Halle/Saale: mdv 2021, 143 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 14 €.

In Berlin herrschte um 1900 eine ganz besondere Kaffeehauskultur. Während fünf Jahrzehnte zuvor bereits zahlreiche kleinere Konditorei-Cafés mit ihren Lese- und Debattierzimmern, darunter das *Café Josty, Royal, Stehely* und *Spargnapani*, um ihre Gäste warben, entstanden durch den Aufschwung zur Weltstadt die prunkvoll ausgestatteten, stilbildenden Kaffeehäuser mit imponierenden Dimensionen: *Café Bauer, Kranzler, Ronacher, Victoria, Piccadilly*. Das *Romanische Café* im typischen Wiener Kaffeehausstil, im Volksmund spöttisch als ‚Café Größenwahn' bezeichnet, galt in den 1920er Jahren als *das* bedeutendste Etablissement für Literaten, Künstler und Bohémiens. Insolvent geworden verschwanden während der Weltwirtschaftskrise viele der alteingesessenen Cafés. Zudem sorgten die Nationalsozialisten wenig später für Schließungen und zeitgleiche Enteignungen jüdischer Inhaber. Im Zweiten Weltkrieg wurden die restlichen Kaffeehäuser – eigentlich allesamt Orte der Berliner Geschichte – zerbombt. Danach gelang es, einige Kaffeehäuser am Kurfürstendamm wiederzubeleben, beispielsweise die atmosphärisch-beliebten ‚Traditions'-Cafés *Möhring, Kranzler, Schilling* und *Kempinski*.

Und heutzutage? „Berlin hat ungezählte Cafés", lässt der Autor Jörg Bremer die interessierte Leserschaft in seinem Beitrag *Wenn Kaffeeduft und Torte dich verwöhnen* wissen, allerdings gebe es nur wenige Konditoreien und Patisserien, „in denen für das eigene Haus Torten und Kuchen gebacken werden." Zwanzig ausgewählte Etablissements stellt er gemeinsam mit seinem Mitautor Arthur-Iren Martini vor. Zu ihren Konditorei-Favoriten zählen dabei der Baumkuchen-Spezialist *Buchwald*, die Konditorei *Rabien*, das Café-Restaurant *Einstein* in der Kurfürstenstraße, das *Café Kredenz,* das *Reinhard's*, das *Rausch* Schokoladenhaus sowie das *Café Tasso* an der Frankfurter Allee. Aber auch das *Schöne Café* in Kreuzberg, welches mit seiner beliebten Stachelbeer-Sahne-Baiser-Torte durchaus an das sympathische Lied mit bitterem Ende „Aber bitte mit Sahne" von Udo Jürgens aus dem Jahr 1976 erinnert. Die Autoren erzählen die sowohl spannenden als auch wissenswerten Historien und Histörchen jedes der besuchten Etablissements und beschreiben zudem ihre ganz persönlichen Eindrücke über die Kaffee- und Kuchengenüsse. Ihr Resümee ist, „dass Konditoreien längst nicht mehr nur Nischen für Damenkränzchen sind." Wie wahr!

Den beiden Autoren gelang alles in allem eine hochaktuelle und informative Publikation, die der Dritte im Bunde, der vielseitige Schriftsteller und Fotograf Henning Keitel, mit einer Fülle von Farbfotos vortrefflich illustrierte. Bleibt noch die Frage: Und wo werden nun die besten Torten angeboten? Das, liebe Leserinnen, liebe Leser, finden Sie doch bitte gerne selbst heraus. Viel Freude beim Lesen dieses vergnüglichen Büchleins und Kennenlernen Ihres neuen Konditorei-Favoriten!

Mathias C. Tank

Kirsten Otto: Berlins verschwundene Denkmäler – Eine Verlustanalyse von 1918 bis heute, Berlin: Lukas Verlag 2020, 448 Seiten mit 120 s/w-Abbildungen, 36 €.

Gegenstand der Publikation sind Denkmäler im engeren Sinne, also Erinnerungsmale für eine Person oder ein Ereignis. Kirsten Otto reichte beim Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität Berlin 2016 ihre gleichnamige Promotionsschrift ein mit dem Untertitel „Eine Verlustanalyse im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontext zwischen 1918 und 2012". Der Untertitelzusatz „bis heute" bei dem 2020 erschienenen Buch lässt eine Aktualisierung erwarten, aber die Autorin gibt selbst an, die Untersuchung ende 2012 (S. 11). Für den Bereich der Denkmäler im Berliner öffentlichen Raum wurde bisher eine umfassende Verlustliste nicht erstellt und fehlt auch weiterhin. Berücksichtigung fanden im vorliegenden Buch ausschließlich Objekte, die über ihren Erinnerungs-, Material- und Kunst- keinen weiteren Nutzwert besitzen (S. 15). Kirsten Otto stellt fest, dass von etwa 900 ursprünglich gesetzten Denkmälern auf dem Gebiet des heutigen Berlin etwa ein Drittel nicht mehr aufgestellt ist, der größte Teil davon vernichtet (S. 15). Ihre Untersuchung beschränkt sich auf das Schicksal von 117 Denkmälern.

Im ersten Teil behandelt sie die Ursachen der Denkmalveränderungen und -entfernungen im historischen Kontext, geht aber aus grundsätzlichen Erwägungen nicht auf die Entstehungsgeschichten ein. Im Untersuchungszeitraum gab es sechs Regierungssysteme, die nach- und nebeneinander bestanden. Während der Weimarer Republik kam es kaum zu wesentlichen Verlusten, in der NS-Zeit wurden dagegen aus politischen Motiven Denkmäler abgeräumt. Starke Verluste entstanden während des Zweiten Weltkriegs durch die Einschmelzung vieler Metallskulpturen für die Rüstungsproduktion sowie durch Bombardierungen und Straßenkämpfe. Nach Kriegsende reduzierten Diebstähle und die Auflagen der Alliierten zur Beseitigung von „Denkmälern militärischen und nationalsozialistischen Charakters" die noch vorhandene Denkmallandschaft. Im Ostteil der Stadt veranlasste die SED die Demontage zahlreicher als reaktionär empfundener preußischer Denkmäler, das Material diente zum Teil zur Befriedigung der aufgezwungenen Reparationsleistungen.

Im zweiten Teil der Publikation „werden die Veränderungen innerhalb des Bestandes erneut aufgegriffen, nun jedoch unter einem kulturwissenschaftlichen Ansatz betrachtet" (S. 20). Hier kommt es zum Teil zu Wiederholungen. „Das ursprüngliche Vorhaben alle verschwundenen, nicht mehr aufgestellten und stark veränderten Denkmäler Berlins systematisch zusammenzustellen, musste aufgrund der großen Menge an Fallbeispielen aufgegeben werden." (S. 398) 2 042 Fußnoten und ein ausführliches Literaturverzeichnis lassen auf eine jahrelange Recherche schließen. Nicht herangezogen wurden die zwischen 2003 und 2018 im Auftrag des Landesdenkmalamtes Berlin erstellten Inventarisierungen zur Kunst im öffentlichen Raum. Susanne Kähler veröffentlichte unter dem Titel „Die symbolische Deutung des Stadtraums – Denkmalstürze und Bildersturm in Berlin" eine aktuelle Studie im Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins 2020. Der von ihr und Dorothee Haffner eingerichteten Webseite www.bildhauerei-in-berlin.de können weitere Informationen entnommen werden. Dringend zu empfehlen sind auch die von Ursel Berger verantworteten Begleitbände zur Ausstellung *Enthüllt* in der Zitadelle Spandau. Dorthin wurden im August 2021 die Denkmäler von Scharnhorst und Bülow verbracht, bisher *Unter den Linden* neben der Staatsoper. Wie schon der Verein für die Geschichte Berlins in früheren Jahren schlägt Gabi Dolff-Bonekämper von der TU Berlin Kopien vor: „Die neu in Marmor geschlagenen Denkmäler sollten wieder rechts und links der Neuen Wache stehen, mit der sie eine historische, künstlerische und diskurtive Einheit bilden" (*FAZ* vom 18. Oktober 2021).

Martin Mende

Dietmar Peitsch, Spionage in Berlin – Agenten im Kalten Krieg, Berlin: Elsengold 2021, 208 Seiten, zahlreiche teilweise farbige Abbildungen, 25 €.

Der Autor, unser Vorstandmitglied, ist promovierter Verwaltungsjurist. Eine Station seiner Laufbahn war von 1985 bis 1991 die Position des unter anderem für die Spionageabwehr zuständigen Geheimschutzbeauftragten des West-Berliner Polizeipräsidenten. Er bearbeitete auch „streng geheime" Vorgänge. Nach der Wiedervereinigung staunte der Autor nicht schlecht, dass die *Stasi*-Unterlagen über ihn in dieser Beziehung nichts beinhalteten. Was er fand, war ein lange zurückliegender Versuch von Mielkes *Staatssicherheit*, ihn bereits 1977/78 als Student für einen ihm damals nicht offensichtlichen Zweck zu werben. Statt auf den Werbeversuch einzugehen, verständigte er seinerzeit die West-Berliner Polizei.

In den letzten Jahren sind einige Bücher zum Thema erschienen, denn die Spionage während des Kalten Kriegs in Berlin ist fast ein Selbstläufer. Allerdings sperren die ehemaligen Siegermächte nach wie vor ihre Archive, so dass alle bisherigen Veröffentlichungen nur Annäherungsversuche sein können. Allein die Archive der untergegangenen *DDR* geben Hinweise. Unser Autor war

von Berufs wegen nahe am Thema, so dass weitere Puzzlesteine von ihm zu erwarten waren und auch gebracht werden. Peitsch teilt sein Buch in zwei Dutzend gut und unterhaltsam lesbare Kapitel ein. Der Leser erfährt von vielem, was ihn schon immer interessierte, aber auch vieles darüber hinaus. Es beginnt mit den Anfangsjahren der Spionage in Berlin und setzt sich fort mit der Aufgabe der Militärmissionen, des RIAS und des Notaufnahmelagers Marienfelde. 1960 zählte der KGB in Berlin 1 000 Mitarbeiter! Eine Zäsur bildete der Bau der Mauer und der Fortgang der Spionage danach. Wir erfahren von Fluchthelfern, Doppelagenten, Überläufern, einem sowjetischen Kampfflugzeug im Stößensee und Entführungen sowie Mordversuchen der östlichen *Staatssicherheit*. Auf dem Teufelsberg arbeiteten 1 500 amerikanische und britische Geheimdienstler im Dreischichtenbetrieb. Die Funkaufklärung der *Staatssicherheit* beschäftigte mehr als 3 500 Mitarbeiter. Die Technik kaufte man Großteiles in der Bundesrepublik! Auch Unrühmliches aus dem Westen wird nicht ausgespart, wie Heinrich Lummers unglückliche Verquickung mit der *Stasi* oder der Übertritt eines Regierungsdirektors im Bundesamt für Verfassungsschutz in die *DDR*. Erschreckend ist die geschilderte Tatsache, dass die *Staatssicherheit* fast alle Namen (80%) der 20 500 West-Berliner Polizisten kannte. Was hätte man mit denen nach einem geglückten Einmarsch des Ostblocks gemacht? Der im Buch ausgebreitete Fächer an wissenswerten Informationen wirft ein Licht auf einen interessanten Aspekt der von den meisten von uns erlebten Zeitgeschichte!

Manfred Uhlitz

Barbara Beuys: Emilie Mayer – Europas größte Komponistin. Eine Spurensuche. Weilerswist: Dittrich Verlag 2021, 235 Seiten, 9 Abbildungen, 22 €.
Die Historikerin und Schriftstellerin Barbara Beuys wurde durch ihre Liebe zur klassischen Musik angeregt, sich auf Spurensuche nach der größten Komponistin des 19. Jahrhunderts zu begeben. Erst in den letzten Jahren entdeckte die Forschung das umfangreiche musikalisches Werk wieder, darunter acht Sinfonien, zwölf Streichquartette, fünfzehn Konzertouvertüren, Klavierkammermusik und Lieder. 1812 in Friedland (Mecklenburg) geboren ging Emilie Mayer nach dem Tode ihres Vaters selbstbewusst und zielstrebig mit 28 Jahren nach Stettin und wurde von 1841 bis 1847 Schülerin des Musikdirektors Carl Loewe. Dank einer Erbschaft konnte sie auf eine sonst seinerzeit übliche Eheschließung verzichten. In Stettin entstanden ihre ersten Kompositionen. Von 1847 bis 1862 lebte sie mit Unterbrechungen in Berlin. Der berühmteste Musikkritiker Berlins, Ludwig Rellstab, wies in der Vossischen Zeitung vom 20. April 1850 auf ihr erstes Konzert am 21. Mai 1850 im Königlichen Schauspielhaus mit folgenden Worten hin: „... ein solches Concertprogramm ganz von weiblicher Hand ins Leben gerufen, ist, nach unserer Erfahrung und Kenntnis wenigstens, bis jetzt ein unicum in der musikalischen Weltgeschichte." Nach dem im 19. Jahrhundert herrschenden Geschlechterrollenbild wurde den Frauen jegliche Kreativität abgesprochen. Die gebildete Gesellschaft war sich nach überzeugenden Darlegungen der Autorin damals einig, dass in der gesamten Welt der Kunst die Frauen auch das zweite, schwache Geschlecht bleiben würden. Als Komponistin hat Emilie Mayer niemals Geld verdient, bemühte sich aber auf eigene Kosten um die Veröffentlichung ihrer Werke. Von 1876 bis zu ihrem Tode 1883 lebte sie wieder in Berlin. Ihr letzter großer Erfolg war die 1879 komponierte Faust-Ouvertüre. Unweit des Grabes von Felix Mendelssohn Bartholdy fand sie auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof I in Kreuzberg ihre letzte Ruhestätte. Seit August 2021 ist die Grabstelle, mit einem neuen Gedenkstein versehen, ein Ehrengrab des Landes Berlin. Durch den männlich organisierten Musikbetrieb geriet die Komponistin nach ihrem Tode bald in Vergessenheit. Barbara Beuys schließt die erste umfassende Biografie mit der Frage: „Wann werden Emilie Mayers Werke, neben denen anderer Komponistinnen, zum Repertoire im alltäglichen Musikbetrieb gehören?"

Martin Mende

Martin Wiebel: Berlin Upper East Side – Eine Friedrichshain-Biographie, Berlin Sutton Verlag 2021, 342 Seiten, ca. 500 Abbildungen, 29,99 €.
Warum fesselt dieses Buch? Martin Wiebel hat die Geschichte seiner Großmutter und seine innige Beziehung zu ihr anhand unzähliger Dokumente und Abbildungen nacherzählt. Er verknüpft die Familiengeschichte mit der Dokumentation der Entwicklungsgeschichte des Stadtquartiers rund um den Rudolfplatz in Berlin-Friedrichshain. Im Buch und im Titel nennt er diesen Ortsteil *Berlin Upper East Side*. Man hätte ihn auch Bronx von Berlin, OSRAM-Stadt oder Lichtercity nennen können. Nun ja, ich nenne ihn lieber Rudolfkiez, meines Erachtens die gebräuchlichste Bezeichnung für den schmalen handtuchartigen Abschnitt zwischen dem Osthafen im Westen und den Bahngleisen der ehemaligen Niederschlesischen Eisenbahn im Osten, begrenzt von der Warschauer Straße im Norden und dem Markgrafendamm im Süden. Der Kunstbegriff Upper East Side passt wahrscheinlich besser in unsere anglophile Zeit. Bekannte Orte in oder an diesem Areal sind die Oberbaumbrücke, der U- und S-Bahnhof Warschauer Straße, das ehemalige Firmengelände von Osram (später Narva), das Universal-Building an der Stralauer Allee und die Zwingli-Kirche am Rudolfplatz.

Im Zentrum des Buches steht die Lebensgeschichte von Margarete Koch, geboren 1880 als Tochter von Maximilian Koch, auch genannt „der Ziegel-Lord". Er ließ zwischen 1896 und 1906 über 70 Wohnhäuser am späteren Osthafen erbauen und kann als Gründervater des Stadtquartiers am Rudolfplatz gelten. In 58 kurzen und griffigen Kapiteln, reich ausgestattet mit zahlreichen Abbildungen aus dem Familienarchiv, Fotodokumenten aus den Archiven der Stadt und zum Thema passenden Aphorismen berühmter Zeitzeugen, verfolgen wir das Schicksal der Familien Koch, Schaal und Wiebel und die Entwicklung des Rudolfkiezes zwischen 1900 und 2020. Parallel dazu dokumentiert der Autor kenntnisreich die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ereignisse in diesem turbulenten Jahrhundert. Es entsteht ein beeindruckendes Bild, nicht nur dieses bisher kaum beachteten Ortsteils, sondern ganz Berlins in seinen unterschiedlichen Facetten. Kaiserzeit, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, geteiltes und schließlich wiedervereinigtes Berlin, und immer im Fokus diese großbürgerliche Familie, die zeitweise völlig unbeeindruckt von den Zeitläuften ihr Leben zu führen schien. Die kurzweilig geschriebenen Kapitel folgen nur grob der Chronologie, was den Leser zunächst irritiert, sich aber am Ende zu einem stimmigen und abwechslungsreichen Ganzen zusammenfügt. Martin Wiebe hat in seinem Berufsleben viel für Theater, Film und Fernsehen gearbeitet und war verantwortlich für zahlreiche Produktionen. Unwillkürlich denkt man sich seine plastischen Schilderungen aus der Familienchronik als mögliche Basis einer filmwürdigen Familiengeschichte.

Der Kreis der Dokumentation schließt sich nach 340 aufregenden Seiten wieder in der Rotherstraße 3, mitten im Rudolfkiez, wo die Familie Koch ihre erste großbürgerliche Residenz 1904 bezog und wohin der Enkel der Matriarchin nach langen Restitutionsverhandlungen 1998 zurückkehren konnte.

Bei allem Lob für dieses wortmächtige und vielschichtige Werk sei trotzdem als Kritik angemerkt, dass die unglaubliche Anzahl von (teilweise seltenen) fotografischen Dokumenten einer detaillierten Legende bedurft hätte. Man blättert gern in diesem Bilderbuch, aber zu selten finden sich genaue Beschreibungen der Abbildungen. Als Leiter des digitalen Fotoarchivs bedauert man das besonders, handelt es sich doch um ein wertvolles Schatzkästlein der Erinnerung, das auch der Ortsunkundige gern öffnen möchte. Bei der nächsten Auflage wäre dieser Aufwand lohnenswert!

Lothar Semmel, Leiter des digitalen Fotoarchivs

Der Autor führt die Damen und Herren unseres Vereins am 30. April 2022 in ‚seinem' Rudolfkiez, vgl. das Veranstaltungsprogramm!

Gertraude ist endlich wieder da!

2017 war sie quasi über Nacht von ihrem Brückenplatz verschwunden, und die Sorge war groß, die wertvolle Bronzeskulptur sei Metalldieben zum Opfer gefallen. Aber sie war nur in einem Depot abgestellt worden und wartete auf die nötigen Reparaturen, die 100 Jahre an der schadstoffhaltigen Berliner Luft erforderlich machten. So fehlten einige Lindenblüten, und dem Wanderburschen war der Strick abhandengekommen, an dem er die Gans führte. Das Landesdenkmalamt hatte diese Entscheidung auch getroffen, weil der Brückensockel, auf dem sie stand, immer mehr bröckelte, und die Standfestigkeit nicht mehr gewährleistet schien. Die Öffentlichkeit war von dieser Maßnahme nicht informiert worden, so dass sich die Bürgerinitiativen zur Bewahrung der historischen Mitte Berlin zunächst sehr besorgt über den Verbleib der Schutzpatronin zeigten.

Umso größer war die Freude ihrer Fans, dass die Restaurierungsarbeiten, die erst im Frühjahr 2021 begannen, noch vor Jahresende abgeschlossen werden konnten und ‚ihre' Gertraude an den Spittelmarkt (benannt nach dem in der Nähe befindlichen Gertraudenspital) zurückkehren konnte. Vielleicht bekommt sie in einigen Jahren auch ihren angestammten Aussichtspunkt auf der Brücke zurück, wo sie die Ansichtskarte aus den 1930er-Jahren zeigt.

Foto: Lothar Semmel, VfdGB, 9.12.2021

Fotoarchiv des VfdGB, Mi- G 847,
aus der Sammlung Mende

Nach vier Jahren des Wartens ist die Heilige Gertraud nun wieder an die Gertraudenbrücke zurückgekehrt. Am 9. Dezember 2021 wurde die drei Tonnen schwere und drei Meter hohe Skulptur behutsam mit einem großen Kran auf einem vorbereiteten Betonsockel neben der Gertraudenbrücke abgesetzt. Trotz dichten Schneetreibens war die Freude der Gertrauden-Fans über die Rückkehr der Schutzpatronin der Reisenden groß. Leider konnte sie ihren angestammten Platz auf der Brücke noch nicht wieder einnehmen, denn die Standfestigkeit auf der Balustrade der alten Gertraudenbrücke ist gegenwärtig nicht gesichert. Nach der endgültigen Klärung, ob die neben der historischen Brücke über den Spreekanal führende mehrspurige autobahnähnliche Brücke aus *DDR*-Zeiten abgerissen wird, soll sie wieder da stehen, wo sie über 100 Jahre die Berlinerinnen und Berliner erfreute – auf der Brücke. Besonders die Kinder dürften sich begeistert zeigen, denn dann ist auch das Streicheln der Mäuse zu Füßen der Statue wieder möglich. Es soll Wohlstand und Glück in der Liebe bringen.

Der Berliner Restaurator Bernd M. Hellmich ist stolz auf seine Restaurationsarbeit. Dicke Kalkablagerungen und Korrosionsschäden konnten beseitigt werden, und nun steht sie wieder da in alter Pracht. Der Bildhauer Rudolf Siemering schuf die Skulptur 1895, der Guss erfolgte in Lauchhammer. Es ist eine künstlerisch eine sehr hochwertige Arbeit mit vielen Details, die das Auge des Betrachters erfreuten und wieder erfreuen! Vgl. auch die vom Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865 mitgetragene Webseite https://bildhauerei-in-berlin.de/bildwerk/heilige-gertrud-5235/

Albert Klingners Teilnachlass im Vereinsarchiv

Albert Klingner wurde am 25. Mai 1869 in Hamburg als Sohn des Malermeisters Karl Friedrich Albert Klingner und seiner Ehefrau Maria Anna Christiane Fischer geboren. Er besuchte die Kunstgewerbeschule Karlsruhe als Schüler des Malers Professor Hermann Götz und anschließend die Berliner Kunstgewerbeschule. Dort betreute ihn der Historienmaler Max Koch, der zahlreiche öffentliche und private Gebäude mit historischen Motiven ausstattete, z. B. das Preußische Herrenhaus in der Leipziger Straße, das Abgeordnetenhaus und das Reichstagsgebäude. Albert Klingner war auf der *Großen Berliner Kunstausstellung (GBK)* 1894 erstmals mit einem Damenbildnis vertreten. Am 27. Dezember 1898 heiratete er die technische Lehrerin Elise Herzog, geboren in Berlin am 26. Oktober 1877. Die erste Tochter Gerda kam am 30. April 1899 in Charlottenburg zur Welt, gefolgt von Hella am 1. Dezember 1900 und von Ursula am 23. Februar 1908. Neben Porträts und Landschaftsbildern fertigte er Plakatentwürfe und Illustrationen für Jugendschriften und Märchenbücher. 1899 erhielt er vom Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin im Wettbewerb um Entwürfe zu einem Plakat „Lanolin-Creme-Erzeugnisse" für seine eingereichte Arbeit „Rothes Haar" einen 1. Preis von 500 Mark. Auch sein Plakat für die *Internationale Kunstausstellung Dresden* 1901 erregte Aufsehen. Klingner wurde Mitglied des Künstlerbundes und des Verbandes deutscher Illustratoren. Für die 9. Ausstellung des Verbandes auf der *GBK* 1906 lieferte er die Arbeiten *Eine schöne Aussicht* und *Ein Stück Großstadt* ein. Durch dekorative Wandmalereien in öffentlichen und privaten Gebäuden wurde er breiteren Kreisen bekannt. In der Villa des Hamburger Senators Holthusen schuf er das Wandgemälde *Märchenzyklus Dornröschen*, für die Villa des Bankdirektors Dr. Gelpcke in Babelsberg bei Berlin die Wandgemälde *Suttungs Meth, Der Runenzauber, Der heilige Georg* und *Die Musik.* In der Villa des Kommerzienrats Max Koswig zu Finsterwalde schmückte er den Speisesaal und den Salon aus. Schloss Dammsmühle in der Mark Brandenburg verschönerte er durch sein Deckengemälde *Die Jagd nach dem Glück.* Klingner lieferte Entwürfe für Wandgemälde in den Foyers des Kieler Stadttheaters und für die gesamte Ausmalung und die Kirchenfenster der evangelischen Kirche in Stellingen bei Hamburg. Weitere Kunstwerke schuf er für die Petrikirche zu Flensburg, die Friedhofskapelle zu Flensburg, St. Gertrud zu Lübeck und die evangelische Kirche zu Neumünster.

Die Gasträume des Berliner Weinhauses Trarbach in der Behrenstraße 47 (im Krieg zerstört) versah er mit den Wandgemälden *Noahs Weinprobe* und *Erntefreuden*. In der Zeitschrift *Die Kunstwelt*, 1. Jahrgang 1912, Seite 654 ist eine Ausführung abgebildet. Die Foyers des Berliner Neuen Schauspielhauses am Nollendorfplatz verschönerte er durch Wandgemälde, darstellend *Ovids Metamorphosen*.

Im Berliner Raum bekam Klingner durch die Architekten Jürgensen und Bachmann mehrere Aufträge. Für die 1910 geweihte evangelische Kirche in Karlshorst, Weseler Straße 6, lieferte er die Entwürfe für die gesamte Ausmalung und die Glasfenster und fertigte das Altargemälde *Das Abendmahl*. In der *Kunstwelt* 1912, sind auf den Seiten 651 bis 653 drei Teile seiner Kirchenfenster *Der Sämann, Der arme Lazarus* und *Der verlorene Sohn* abgebildet. Ausmalung und Fenster sind

als Folge des Zweiten Weltkriegs verlorengegangen. Auch für die Ausmalung und die Glasfenster der 1911 eingeweihten Taborkirche in Berlin-Wilhelmshagen war Klingner zuständig. Erhalten hat sich lediglich sein Altargemälde *Verklärung Christi*. Von den Architekten Jürgensen und Bachmann stammt auch die 1910 eingeweihte kleine Waldkapelle in Berlin-Hessenwinkel. Klingner war für die Ausmalung von Chornische und Stirnwand mit dem Lamm Gottes, Engelsfiguren und Putten sowie für die Kirchenfenster zuständig. Das Altarbild vom anklopfenden Christus ist heute noch in der Kapelle vorhanden.

Klingner wohnte in seinen letzten Jahren in Charlottenburg, Kantstraße 149 (Adressbücher 1910 und 1911) und Grolmannstraße 36 (Adressbuch 1912). Seine Witwe ist unter der letzten Adresse noch im Adressbuch 1935 nachweisbar.

In der *Kunstwelt* erschien 1912 ein Nachruf:

Am 5. Juni starb in Berlin der Maler Albert Klingner. Der begabte Künstler, der nur ein Alter von 43 Jahren erreichte, war in Hamburg geboren. Schwerblütig und norddeutsch war die Art des Malers, von der eine große Anzahl Werke zeugt. Ihr Hauptvorzug ist ihr enger und künstlerischer Zusammenhang mit der Architektur. Das beweist seine Ausmalung der evangelischen Kirche in Flensburg, der evangelischen Kirche in Stellingen und der Waldkapelle in Hessenwinkel. Ausgezeichnetes schuf auch der zu früh Verstorbene auf dem Gebiet der Glasmalerei, und manches kecke Plakat zeugte von seiner dekorativen Begabung. Der Künstler zählte zu der stattlichen Reihe der Schüler, die Max Koch, dem Lehrer an der Berliner Kunstgewerbeschule, die Schulung ihrer Begabung zu danken haben.

Seine 1900 geborene Tochter Hella starb 1980. Die am 23. Februar 1908 geborene Tochter Ursula heiratete den jüdischen Maler und Architekten Friedrich M. Perl. Das Ehepaar verließ Deutschland 1940 und ging über Holland und Brasilien in die USA. Friedrich M. Perl gründete in New York eine Design-Firma, seine Frau verwaltete das Geschäft. 1961 zogen sie nach Santa Barbara in Kalifornien, zwei Jahre später verstarb Friedrich. Ursula begann mit der Fertigung von Collagen und stellte in verschiedenen Galerien aus. Am 30. März 2001 starb Ursula Perl im Alter von 93 Jahren in ihrem Haus in Santa Barbara. Sie hatte keine Angehörige. Das *Santa Barbara Museum of Art* zeigt in seiner Dauerausstellung zahlreiche ihrer Collagen. Der befreundete Sylvia B. Gerard benachrichtigte die in Bad König/Odenwald lebende Friedel Rosenberg vom Ableben Ursula Perls. Dr. Hella Schartenberg aus Hamburg überließ dem Verein für die Geschichte Berlins im August 2021 eine Mappe mit Nachlass-Splittern von Albert Klingner. Sie schrieb: „Ich habe alles vor einigen Jahren von einer alten Freundin meiner Mutter geerbt, wohl weil ich den gleichen Vornamen hatte wie eine seiner Schwestern. In welchem Verhältnis diese Freundin (Friedel Rosenberg) zu der Familie Klingner stand, ist mir nicht bekannt – offensichtlich waren die Schwestern mit ihr befreundet. Der Zustand ist den Jahren entsprechend nicht mehr sehr gut, aber ich hoffe, Sie finden noch Interessantes."

Nachlass beim Verein für die Geschichte Berlins:

Liste ausgeführter Arbeiten fünf Seiten mit der Schreibmaschine geschrieben.

- Plakat *Rothes Haar*, Breite 33 cm, Höhe 45 cm, Ränder stark beschädigt und teilweise Risse am Rand unsachgemäß mit Tesafilm überbrückt. Dazu das Schreiben des Vereins für deutsches Kunstgewerbe vom 12. Oktober 1899 an Klingner zur Verleihung des 1. Preises.
- Bleistiftstudie 33 x 48 cm auf braunem Untergrund, signiert Alb. Klingner 1911 „Studie für den Petrus Altarbild Wilhelmshagen". Das Altarbild in der Taborkirche Berlin-Wilhelmshagen hat sich erhalten.
- Zwei Fotografien des Hamburger Fotoateliers G. Koppmann & Co. 27 x 39 cm Wand- und Deckenmalerei für einen Festsaal mit dem handschriftlichen Vermerk von Klingner „ausgeführt 1891".
- Innenaufnahme der Kirche in Stellingen bei Hamburg 23,5 x 18 cm mit den 1909 ausgeführten Wandmalereien. Dazu acht Fotografien der gemalten Evangelisten.
- Innenaufnahme der Paul-Gerhardt-Kirche Karlshorst mit der Ausmalung durch Klingner.
- Fotografie des Wandgemäldes *Noahs Weinprobe* im Weinhaus Trarbach Berlin, Behrenstraße.
- Bleistiftstudie *Jacobs Traum* für die Ausmalung der Petrikirche zu Flensburg 24 x 32 cm.
- Ansichtskarte des Gemäldes *Holländischer Lotse* Moderner Kunstverlag Berlin.
- Farbiger Entwurf für die Jugendstil-Ausmalung des Foyers vom Stadttheater Kiel um 1907 36 x 27,5 cm. Die Ausmalung wurde im letzten Krieg zerstört.
- Farbskizze des Malers Ernst Platz, 10 x 14,5 cm, eine Wohnzimmerecke darstellend.

Der Verein für die Geschichte Berlins ist dankbar für weitere Hinweise zum Leben und Werk Albert Klingners.

Martin Mende

Mitgliederversammlung 2021

Die Coronakrise hat auch unseren Verein massiv getroffen. In den beiden letzten Jahren fielen nicht nur zahlreiche Veranstaltungen aus, auch die Mitgliederversammlung des Jahres 2020 konnte nicht durchgeführt werden. Die eigentlich für März vorgesehene routinemäßige Mitgliederversammlung des Jahres 2021 musste wegen der im Frühjahr geltenden Kontaktbeschränkungen auf den Herbst verschoben werden und konnte endlich am 15. November 2021 stattfinden.

Im Zentrum der Versammlung stand die Wahl des Vorstands, nachdem Geschäfts-, Finanz- und Bibliotheksbericht kurz abgehandelt und der Vorstand entlastet worden waren. Im neuen Vorstand gibt es einige personelle Veränderungen, allerdings bleibt uns Manfred Uhlitz als Vorsitzender erhalten, ebenso wie seine Stellvertreter weiterhin Susanne Kähler und Wolfgang Krogel sind. Neu im Vorstand sind Ines Hahn, Kuratorin der Stiftung Stadtmuseum, Regina Preuß und Lothar Semmel, der schon seit einiger Zeit die digitale Fotosammlung des Vereins betreut. Auf eigenen Wunsch aus dem Vorstand ausgeschieden ist Martin Mende, der aber dem Verein weiterhin als Bibliothekar und Archivar zur Verfügung steht. Ferner haben Elisabeth Schroll und Peter Schwirkmann nicht mehr für den Vorstand kandidiert.

Der neue Vorstand setzt sich folgendermaßen zusammen:

Vorsitzender:	Dr. Manfred Uhlitz
1. Stellv. Vorsitzende:	Professor Dr. Susanne Kähler
2. Stellv. Vorsitzender:	Dr. Wolfgang Krogel
Schatzmeister:	Professor Dr. Wolfgang Pfaffenberger
Stellv. Schatzmeisterin:	Regina Preuß
Schriftführer:	Dr. Dietmar Peitsch
Stellv. Schriftführerin:	Claudia Melisch

Beisitzer (alphabetisch): Dr. Johannes Fülberth, Ines Hahn, Jörg Kluge (Veranstaltungen), Professor Dr. Thomas Sandkühler, Professor Dr. Ingrid Scheurmann, Lothar Semmel (Leiter des digitalen Fotoarchivs), Mathias C. Tank (Pressesprecher), Doris Tüsselmann.

Der neue Vorstand wurde einstimmig bei wenigen Stimmenthaltungen gewählt.

Im Anschluss an die Wahlen hielt der Preisträger des Wissenschaftspreises 2020, Dr. habil. Andreas Jüttemann, seinen sehr informativen Vortrag über „Das Klinikum Steglitz als Politikum".

Dr. Dietmar Peitsch, Schriftführer

Aus der Bibliothek: Periodika

In Heft 1/2014 der *Mitteilungen* wurden die in der Vereinsbibliothek gesammelten Periodika aufgeführt. Aus Platzgründen hat sich die Bibliothek durch Abgaben von folgenden Beständen getrennt:

Jahrbuch der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin
Jahrbuch Akademie der Wissenschaften der *DDR*
Braunschweigisches Jahrbuch
Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte
Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen
Düsseldorfer Jahrbuch
Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst
Fuldaer Geschichtsblätter
Harburger Jahrbuch
Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte
Jahrbuch … des Kölnischen Geschichtsvereins e. V.
Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg
Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg
Trierisches Jahrbuch
Neues trierisches Jahrbuch
Kurtrierisches Jahrbuch
Mitteilungsblätter des Historischen Vereins für Hessen
Hannoversche Geschichtsblätter
Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen
Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz
Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen
Essener Beiträge
Soester Zeitschrift
Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde/Red. Museum für Hamburg. Geschichte
Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter
Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt
Mitteilungen des Chemnitzer Geschichtsvereins
Harz-Zeitschrift
Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins
Bergische Forschungen
Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen
Osnabrücker Mitteilungen
Mainfränkische Hefte
Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde
Oberpfälzer Heimat
Bonner Geschichtsblätter
Bericht/WZB, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
Ostdeutsche Familienkunde
Familienkundliche Nachrichten

Die Zeitschriftendatenbank wird entsprechend aktualisiert.

Martin Mende

Wir stellen vor:

HiStorymap Berlin

Interaktive Karten, die Berliner Geschichte(n) erzählen

Alle Ereignisse, Entwicklungen, Momentaufnahmen und persönliche Biografien in Berlin haben einen geographischen Bezug und lassen sich dementsprechend auf einer Karte darstellen. Selbst komplexeste historische Zusammenhänge können mit Hilfe von *Storymaps* leicht verständlich erklärt werden. *HiStorymap Berlin* ist ein gemeinnütziges Projekt zur Erfassung, Verortung, Verarbeitung und Visualisierung sämtlicher Aspekte und Komponenten Berlinischer Geschichte auf der Grundlage einer historischen Geo-Datenbank. Ziel ist ein interaktiver Berlin-Atlas mit Fokus auf der digitalen Rekonstruktion des Stadtkörpers zu jeder Epoche als schnelles und flexibles Medium zum Nutzen für Forschung, Stadtverwaltung und Bildungseinrichtungen in Form von Vorträgen, Präsentationen oder Schulungen auf der Basis von *Map Journalism* (kartografischer Journalismus). Momentan befindet sich das Projekt im Stadium der Entwicklung und Datensammlung. Die thematischen Inhalte der verlinkten *Storymaps* erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Gleichwohl zeigen sie die Fülle der Möglichkeiten auf, daraus Geschichte(n) zu erzählen. Neue Inhalte und *Storymaps* werden fortlaufend hinzugefügt.

Montage: Kalimedia, © Simon Laird CC BY NC ND 2.0

Bereits verfügbare Inhalte:

- Stadtbaugeschichte (das steinerne Berlin): Gebäudealter-Karte (Bauperioden von 1250 bis heute) · abgegangene Gebäude mit exakt lokalisierten Grundrissen · historische Straßenverläufe und Häuserblöcke · Stadtentwicklungsphasen und ehemalige Stadttore · historische Stadtmöbel
- Stadtverkehr (Stammbahn & Elektrische): Entwicklung des Berliner ÖPNV seit 1825, geplante Streckenerweiterungen bis 2050 · historische Bahnhöfe (Eisenbahn, S-Bahn, U-Bahn)
- Schauplätze der Berliner Geschichte (Auswahl)
- Geschichten: Der verflixte Friedhof; Taxi nach Kreuzberg

Wikimedia: © Roehrensee, CC BY-SA 3.0

Kontaktaufnahme, Anregungen oder Unterstützung:
Stephan Hormes · *Kalimedia* · *Storymaps*
https://www.storymaps.de/spuren-der-zeiten/berlin/

Jubiläen 2022

55 Jahre	Hans-Joachim Kubitz, Harry Richter
50 Jahre	Hans Hoffmann, Dieter Maier, Angelika Preckel
45 Jahre	Gertraud Gögge, Bärbel Hartmann, Bernd Stegmann, Elisabeth Stegmann, Harald Gögge

40 Jahre	Eberhard Bolle, Wolf-Rüdiger Bonk, Dr. Karl-Diether Esser, Irene Fritsch, Peter-Lutz Kindermann
35 Jahre	Professor Dr. Eckart Elsner, Meinhard Jacobs, Dr. Peter Lemburg, Dr. Christiane Schuchard, Peter Wespermann
25 Jahre	Adelheid Block, Peter Block, Edelgard Klatt, Senta Marx, Monika Pagel, Marion Prokopetz, Michael Rieck, Ingrid Rückert, Eva-Maria Zapke
20 Jahre	Gisela Richarz-Gau, Dr. Rosemarie Esser, Renate Nentwich, Förderverein des Luftwaffen Museums der Bundeswehr, Vera Pfuhl, Manfred Nerenz, Jens-Peter Ketels, Volker Diederichs, Hannelore Schwarz-Diederichs, Roland Hennicke, Klaus-Peter Brozat
15 Jahre	Winfried Bogon, Dr. Ludwig Bamberg, Martin Friedenberger, Roswitha Streu, Klaus Lehle, Sigrid Lehle, Dr. Ute Laur-Ernst, Michael Schulze, Oliver Ohmann, Peter Schwirkmann, Professor Dr. Udo Wiesmann, Simone Hoffmann, Matthias Hoffmann, Günter Nitzschke, Dr. Eva-Maria Barkhofen, Patricia Dederke, Bernd Schultz, Bettina Peters
10 Jahre	Roland Mink, Karl Thöne, Friedrun Höfelmayr, Norman Rönz

Mitgliedsbeiträge

Der Schatzmeister bittet alle Mitglieder, soweit sie dem Verein keine Einzugsermächtigung erteilt haben und ihren Beitrag selbst entrichten, den Beitrag (soweit noch nicht geschehen) bis Ende April 2022 auf das Konto des Vereins IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76 zu überweisen.

Bitte ersparen Sie uns die aufwändigen und kostenintensiven Erinnerungsschreiben. Sie können uns auch jederzeit eine Einzugsermächtigung erteilen.

Wolfgang Pfaffenberger

Veranstaltungen im 2. Quartal 2022

Unsere Vorträge des 1. Quartals mussten coronabedingt ausfallen, so dass sie nun im 2. Quartal stattfinden werden. Sollten aufgrund des Coronavirus weiterhin Anmeldungen erforderlich sein, bitten wir Sie, um eine Mail an Kluge@DieGeschichteBerlins.de oder Ihren Anruf bei Jörg Kluge unter der Telefonnummer 0171 3065760. Bitte entnehmen Sie aktuelle Hinweise unserer Homepage.

4 Mittwoch, 20. April 2022, 19 Uhr: **„Die Geschichte des Siemens Unternehmensarchivs – Das Gedächtnis der Siemens AG",** Vortrag mit Bildern von Dr. Claudia Salchow, Siemens Archiv. Der Vortrag thematisiert anhand ausgewählter Archivalien die Geschichte des zweitältesten Unternehmensarchivs Deutschlands, das als Gedächtnis der Siemens AG bezeichnet werden kann, und gibt einen Einblick in die vielfältigen Aufgaben des Archivs. Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Gäste willkommen, Eintritt frei.

5 Sonnabend, 30. April 2022, 14 Uhr: **„Berlin Upper East Side – Die unbekannte Glühlampenstadt"**, Stadtführung mit dem Autor Professor **Martin Wiebel** im *Quartier Rudolfplatz*. Die ‚Lampenstadt' am Osthafen war ein klassischer Industriestandort des Berliner Ostens zwischen dem Osthafen an der Stralauer Allee und der S-Bahn – ein schmales

Handtuch! Wer es nicht kennt, wird es kaum aussuchen, wer es entdeckt, staunt über seine Geschichte. Hier treffen Gründergeist und Niedergang, Vergessen und Wiedererwachen in einzigartiger Weise aufeinander. Bei dem Stadtspaziergang wird Bau- und Stadtgeschichte unterhaltsam mit Sozial- und Familiengeschichte verbunden. Bei Regen findet die Veranstaltung als Vortrag in der Zwinglikirche, Eingang Hauptportal Danneckerstraße/Rudolfstraße, statt. Vgl. die Rezension zum Thema in diesem Heft! Kooperationsveranstaltung mit dem *Kulturraum Zwinglikirche e. V.* Anmeldung bei Manfred Uhlitz, *Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de*, Telefon (030) 305 81 23. Treff: Auf dem U-Bahnhof Warschauer Straße.

6 Mittwoch, 18. Mai 2022, 19 Uhr: **„Die Kulturgeschichte des Gartendenkmals Großer Tiergarten sowie die Sanierung und Restaurierung einer Parkanlage von nationaler Bedeutung"**, Vortrag mit Bildern unseres Mitglieds **Dr. Klaus H. von Krosigk**, Gartenhistoriker und bis zu seiner Pensionierung stellv. Landeskonservator von Berlin und Chef der Berliner Gartendenkmalpflege. Der Berliner Tiergarten ist ein hervorragendes Beispiel für die konservatorische Methodik in der Gartendenkmalpflege. Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Gäste willkommen, Eintritt frei.

7 Donnerstag, 24. Mai 2022, 14 Uhr: **„Das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK)",** Archivführung mit **Rebecca Behnk** und **Heike Kulibaba.** Wir besuchen eines der größten deutschen Staatsarchive. Es beherbergt vor allem zahlreiche Dokumente Brandenburg-Preußens von historischer Bedeutung in seinen Beständen. Gegenwärtig verwahrt es ca. 38 000 laufende Meter Archivalien. Nach einem einführenden Vortrag zur Geschichte und Gegenwart des Archivs, zu den Überlieferungen und Aufgabenbereichen sowie über die Nutzungsmöglichkeiten findet eine Hausführung statt. Anmeldung bei Dr. Manfred Uhlitz per Mail oder Postkarte erforderlich. Ein 2. Termin ist für den 13. September vorgesehen. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin-Dahlem. U3 (Dahlem-Dorf oder Podbielskiallee), Bus M 11, X 83, 110.

8 Sonnabend, 11. Juni 2022, 11 Uhr: **„Rundgang in Schmargendorf: Auf Rilkes Spuren zur Ribbentrop-Villa"** mit unserem Mitglied **Axel Hahn**. Das beschauliche Schmargendorf bietet den Geschichtsinteressierten erst auf den zweiten Blick Interessantes: Nicht zuletzt eine ausgefallene Kriminalgeschichte. Hier trug sich hinter biederen Fassaden Abgründiges zu. Der geführte Stadtspaziergang beginnt mit alten Dorfkirche - der kleinsten im Berliner Stadtgebiet. Sie war Zeugin der Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart. Sozialgeschichtlich interessant ist die Separation im 19. Jahrhundert, die aus Schmargendorf ein Bauerndorf machte. Am Ende des Jahrhunderts entstand hier eine Amüsiermeile, an der Familien Kaffee kochen konnten. Der Lärm der Ausflügler störte den Dichter Rilke, der liebeskrank in einer Mansarde hauste. An der Grenze zu Dahlem spielte sich eine Intrige ab, die in die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler mündete. Der Stadtspaziergang führt zum Ausgangspunkt zurück, wobei der Schauplatz eines spektakulären Amoklaufs und das Wohnhaus von "Dr. Mord" aufgesucht werden. Treff: Dorfkirche Schmargendorf, Breite Str. 38/Ecke Kirchstraße, 14199 Berlin-Schmargendorf. Bus 186.

9 Sonnabend, 18. Juni 2022,14h Uhr: **„Erkundungen in Dahlem, 2. Teil"** mit unserem Vorstandsmitglied **Professor Dr. Dr. h.c. Wolfgang Pfaffenberger**, Treffpunkt U-Bahn Dahlem Dorf. Wir besuchen die Annenkirche, eine der ältesten Dorfkirchen Berlins. Auf dem Friedhof sind viele bekannte Berliner begraben. Im Gemeindehaus (heute „Martin

Niemöllerhaus“) begann der Widerstand gegen die Gleichschaltung der evangelischen Kirche („Deutsche Christen“) nach der Machtergreifung 1933. Das Arndt Gymnasium 1908 als Schullandheim für preußische Adlige gegründet wurde erst nach 1945 eine staatliche Schule. Der alte Dorfkrug und die Domäne Dahlem (Museum) bilden den Ortskern. Über die Pacellialle erreichen wir die Semmel Villa (heute Botschaft Iraks). Im Dol 27 gegenüber erfahren wir vom „Generalplan Ost“ zur Besiedelung osteuropäischer Länder. Im Dol 5 war 1936-1939 eine Schule für jüdische Kinder, danach die Nachrichtenzentrale des Außenministeriums. Ende des Rundgangs am U-Bahnhof Podbielskiallee. Anmeldung erbeten bei Pfaffenberger@DieGeschichteBerlins.de oder telefonisch (030) 63 96 75 55.

10 Mittwoch, 22. Juni 2022, 19 Uhr: **„Zum 150-jährigen Bestehen der Berliner Ringbahn“**, Vortrag mit Bildern von **Sven Heinemann**, Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin. Mit der Industrialisierung und Entwicklung der Metropole entsteht die Ringbahn Ende des 19. Jahrhunderts. Neben Wohnquartieren wachsen parallel zum Schienenstrang unterschiedliche Industriestandorte. Vor genau 20 Jahren wurde der S-Bahn-Ring wieder geschlossen. So ist die S-Bahn auf dem Ring ein Symbol des Kalten Krieges und der Vereinigung zugleich. Sven Heinemann stellt in seinem frei gehaltenen Vortrag sein neues Buch *Die Berliner Ringbahn* vor. Ort: Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Gäste willkommen, Eintritt frei.

Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865 **www.DieGeschichteBerlins.de**

Vorsitzender: Dr. Manfred Uhlitz, E-Mail: Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de | Pressesprecher: Mathias C. Tank, Tank@DieGeschichteBerlins.de | **Stellv. Vorsitzende**: Professor Dr. Susanne Kähler, Kaehler@DieGeschichteBerlins.de; Dr. Wolfgang Krogel, Krogel@DieGeschichteBerlins.de | Postanschrift für alle Vorstandsmitglieder, Geschäftsstelle, **Bibliothek und Archiv**: Breite Str. 36 (Eingang Neuer Marstall, Schloßplatz 7), 10178 Berlin, Telefon (030) 902 26 449. E-Mail: Bibliothek@DieGeschichteBerlins.de | **Postadresse**: Postfach 61 01 79, 10922 Berlin. **Öffnungszeit**: mittwochs 15–18.45 Uhr | **Schatzmeister**: Professor Dr. Wolfgang Pfaffenberger, Schatzmeister@DieGeschichteBerlins.de; Regina Preuß, Preuss@DieGeschichteBerlins.de | **Schriftführer**: Dr. Dietmar Peitsch, Peitsch@DieGeschichteBerlins.de, Claudia Melisch M.A., Melisch@DieGeschichteBerlins.de | **Internetredaktion**: Redaktion@DieGeschichteBerlins.de | **Veranstaltungen**: Jörg Kluge, Kluge@DieGeschichteBerlins.de; Dipl.-Ing. Dirk Pinnow, Pinnow@DieGeschichteBerlins.de | **Mitgliedschaft**: Neue Mitglieder sind herzlich willkommen! Jahresbeitrag Einzelperson 50 €, Familien/Partner 75 €, Studierende und Auszubildende bis zum 28. Lebensjahr 30 € und Fördermitglieder mind. 100 € inkl. Bezug Vierteljahresschriften und Jahrbuch | **Bankverbindung**: Sparkasse Berlin, IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76 (BIC BELADEBEXXX)

Die MITTEILUNGEN sind eine Beilage für die Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, zur vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift „Berliner Geschichte“. Der Bezug ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. **Schriftleitung**: Dr. Manfred Uhlitz. Textbeiträge sind willkommen! Bitte an den Schriftleiter senden. Mit der Einsendung von Beiträgen erklärt sich der Autor/die Autorin mit der Veröffentlichung auch im Podcast auf der Internetseite des VfdGB einverstanden. Layout und Satz: Norman Bösch, normanboesch@hotmail.de

Alle Rechte vorbehalten.